
Die
Reform
Bilder aus Hamburg's Volksleben
Heinr Schacht



Heinrich Schacht.

Bilder

aus

Hamburg's Volksleben

von

Heinrich Schacht.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1855.

Dem

Bildungs-Verein für Handwerker

in Hamburg

in dankbarer Hochachtung

Heinrich Schacht.

Einleitung.

Es hat zu allen Zeiten als eine erfreuliche Erscheinung gegolten, wenn ein Mann aus dem Arbeiterstande, unter dem materiellen Drucke seines Lebens sich hervorarbeitend, nach geistiger Ausbildung strebte und einem Theile der Literatur seines Vaterlandes nicht allein seine Aufmerksamkeit widmete, sondern sogar auch sein Scherflein beizutragen suchte. Wir erinnern nur an den ehrwürdigen Altvater der deutschen Reimkunst, den armen Schuster Hans Sachs, in Nürnberg, welcher aus wahrhaft innerem Drange einer der reichbegabtesten Volksdichter seiner Zeit wurde, und dessen Werke in vielen großen Bibliotheken noch immer aufbewahrt und zum Theil, auch nach Jahrhunderten noch, mit Vergnügen gelesen werden. Wir erinnern an den in einer uns weit näher liegenden Zeit leben-

*

den Naturdichter Hiller, welcher zu Landsberg 1778 geboren, als armer Lohnfuhrmann lebte, dabei aber doch Wieland's Gedichte las, die ihn so begeisterten, daß er es versuchte, selbst ein Dichter zu werden und auch wirklich im Jahre 1801 mit einem Gedichte auf eine grüne Erbsenschote, welches nicht ohne Kern befunden wurde, öffentlich auftrat. Er wurde später sogar in Berlin dem preußischen Königspaare vorgestellt, von welchem er die freundlichsten Aufmunterungen erhielt, auf seiner neuen Bahn weiter fortzuschreiten und im Jahre 1805 gab er eine Sammlung seiner Gedichte heraus, die sich über ganz Deutschland verbreitete und Zeugniß gab von einer gemüthlichen und kindlichen Poesie des Herzens. Aber auch Hamburg hat seine Naturdichter gehabt; doch leider verirrten sie sich größtentheils gerade auf das schwierigste Feld der Dichtkunst, auf das der dramatischen Poesie, welches durchaus wissenschaftliche Studien und vor Allem ästhetische Bildung erfordert, will man ihm gediegene Früchte entringen. Wir nennen unter diesen nur den Schuhmacher Fahse und in früheren Zeiten den Gastwirth Marr, welcher Letztere besonders die

Theaterdirectionen mit seinen dramatischen Mißgeburten verfolgte und auch wirklich einige derselben zur Aufführung brachte. In neueren Zeiten aber, und man darf wohl annehmen, daß das Bewegungsjahr 1848 seinen großen Einfluß dabei ausgeübt, hat sich eine geistige Regsamkeit unter unserem Arbeiterstande bemerkbar gemacht, wie wir sie nie zuvor erlebt, und wir dürfen hoffen, daß sie in Zukunft noch günstigere Folgen äußern wird, als sie bereits geäußert hat. Eben dieser geistigen Regsamkeit aber, diesem Triebe nach gesellschaftlicher Bildung in den untern Classen haben wir auch zahlreiche schriftstellerische Versuche zu danken, welche von Arbeiterhänden geliefert wurden. Von allen diesen Natur-Literaten, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, war es „**Heinrich Schacht**", welcher durch seine größtentheils in Zeitschriften und vornehmlich in der „Reform" veröffentlichten Beiträge, nicht allein unter seinen Standesgenossen, sondern auch in höhern Kreisen Aufmerksamkeit erregte, und ein nicht gewöhnliches Talent, besonders für humoristische Schilderungen im Volkstone, in Prosa, wie in Reimen verrieth. Seine „Lebensbilder aus dem Ham-

burgischen Arbeiterstande“ sind so treu aus dem Leben gegriffen und mit so treffendem Humor gewürzt, daß man auf den ersten Blick erkennt, wie er nur durch eigenes Anschauen, und durch die genauesten Kenntnisse aller Verhältnisse der arbeitenden Classen, dabei geleitet wurde. Der ganze ehrenwerthe Character seines Standes tritt in diesen Bildern in den lebendigsten Farben an's Licht, und wir bemerken mit Vergnügen, wie der Trieb der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sich so innig vereint mit einem reichen Schatze gesunder Herzensfröhlichkeit und kernigtem Humors, in der Brust unserer Arbeiter und Arbeiterinnen, wie ihre innige Gemüthlichkeit selbst ihre Klagen über Noth und harte Arbeit mildert, und sie ihr oftmals nicht beneidenswerthes Loos doch muthig ertragen läßt, wie die althamburgische Biederkeit und Redlichkeit, in ihren bescheidenen Wohnungen gleich neben der Nächstenliebe aufgeschlagen haben, und wie ihr gesunder Sinn für Freiheit und für Recht sich ungescheut in freien Worten Luft macht. So schildert H. Schacht den Character des Hamburgischen Arbeiterstandes, wahr und treu, wie er ihn kennen lernte,

denn er ist mit ihm aufgewachsen und kein gelehrter Schriftsteller könnte uns ein treueres Bild davon entwerfen. Deshalb ist es auch eben kein Wunder zu nennen, daß diese „Lebensbilder" selbst in höheren Kreisen Aufmerksamkeit erregten und Beifall fanden, denn die Wahrheit bricht sich überall Bahn und mancher reiche und hochgestellte Mann, der vielleicht mit Vorurtheilen und Geringschätzung auf das sogenannte „gemeine" Volk herabblickt, dürfte wohl eine günstigere und achtungsvollere Meinung von dem Character desselben bekommen, wenn er einen ernsten Blick auf diese Bilder wirft und sie mit manchen Lebensbildern aus den höhern Ständen vergleicht, die ihm tagtäglich vor Augen kommen. Die ernsten Gedichte, in hochdeutscher Mundart, welche H. Schacht dieser Sammlung seiner Arbeiten beigefügt hat, nehmen nur ein bescheidenes Plätzchen ein und machen auf Nachsicht Anspruch, da sie der poetischen Form nicht immer genügen. Seine plattdeutschen Gedichte aber sind in einer reicheren Anzahl hier zusammengestellt und sie verrathen durch ihren sprudelnden Humor ein offenbares Talent für diesen Genre. Wir hoffen, wenn wir in diesem

Werkchen dem Publicum eine Sammlung der besten, größtentheils in mehreren Jahrgängen der „Reform" enthaltenen, zerstreuten Beiträge H. Schacht's bieten, nicht allein den Wunsch Vieler seiner Freunde, Gönner und Bekannten zu erfüllen, sondern auch dem Verfasser selbst durch den Erlös eine Aufmunterung zum rüstigen Fortschreiten auf seiner neuen Bahn zu bereiten, und so halten wir uns überzeugt, daß unserm Unternehmen eine recht allgemeine Theilnahme nicht mangeln wird.

Die Verlagshandlung.

Heinrich Schacht's
Lebensbeschreibung.

(Mitgetheilt von ihm selbst.)

Nicht Anno Eins, als der große Wind wehete, sondern im Jahre 1817, erblickte ich in Hamburg das Licht der Welt; aber das Schicksal schien es doch schon an meiner Wiege gesungen zu haben, daß mir der Wind tüchtig um die Nase wehen sollte. Am 23. Juni wurde ich geboren, also gerade am Vorabende des Johannistages, welcher in vielen Gegenden Deutschlands durch hochlodernde Freudenfeuer gefeiert wird. Noch bin ich uneinig mit mir selbst, ob ich dies als eine Vorbedeutung zu betrachten habe, daß ich ein Feuerarbeiter werden sollte, oder ob ein Fünkchen vom hellen Johannisfeuer in meine Seele geflogen, um mich vom Fegefeuer der Schmiede zu erlösen? Ich bin geneigt das Letztere anzunehmen. Mein Vater war Schmiedemeister in Hamburg, starb aber leider sehr früh, als ich kaum mein viertes Jahr erreicht hatte. Wenn er auch sonst für einen recht guten, tüchtigen Schmied galt, war er

doch nie seines Glückes Schmied gewesen und meine Mutter sah sich genöthigt, nach seinem Tode das Geschäft aufzugeben und sich und ihre beiden Kinder durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Wer nur irgend einen Begriff hat von dem, was der Ausdruck „Hände-Arbeit“ zu bedeuten hat, der wird leicht einsehen, daß es ein saures Unternehmen für die arme Wittwe war, und daß sie mir und meiner zwei Jahre jüngeren Schwester, so wehe es auch ihrem Mutterherzen that, den Brotkorb mitunter etwas hochhängen mußte. Von meinem sechsten bis achten Jahre genoß ich meinen ersten Schulunterricht bei Herrn Schölermann, wobei ich nothdürftig lesen und schreiben lernte. Da begann aber meine arme Mutter kränklich zu werden, mit der Arbeit wollte es nicht mehr recht fort, und da sich der Brotkorb nicht noch höher hängen ließ, als er bereits hing, so mußte ich nach meinen Kräften selbst etwas dazu beitragen, ihn füllen zu helfen. Ich mußte also die Schule gänzlich aufgeben und wurde nach einer Cigarren-Fabrik geschickt, wo ich täglich von Morgens 6 bis Abends 8 Uhr arbeiten mußte. Daß ich bei dieser einförmigen Beschäftigung poetische Ideen in mir verspürt hätte, kann ich durchaus nicht sagen; denn der Tabaksdunst und die vertrockneten Blätter, welche mich täglich umgaben, brachten mir entsetzlich prosaische Begriffe von dem gepriesenen Frühlinge des Menschenlebens bei. Dies dauerte vier Jahre lang, bis

in meinem 12ten Jahre meiner Mutter es gelang einen Herrn für mich zu finden, für welchen ich nur in den Morgenstunden arbeitete, womit ich mein Brodt verdiente; so daß ich doch Nachmittags und Abends die Schule wieder besuchen konnte, nach welcher ich selbst ein großes Verlangen trug. Jetzt erst schien mir ein Licht aufzugehen und ich betrachtete das Leben nicht mehr vom Standpuncte der Cigarrenfabrication aus, wobei so viele schiefgewickelt werden; sondern ich überzeugte mich, daß der Mensch eine Seele zur Einlage erhalten habe, welche doch etwas edlerer Natur sei als Bestgut. Ich lernte deshalb, so viel ich lernen konnte und obgleich ich selbst noch nicht daran dachte einen Vers zu machen, so faßte ich doch schon damals eine ganz besondere Vorliebe für das Lesen und Vortragen von Gedichten. In meinem vierzehnten Jahre wurde ich confirmirt und als meine Mutter mich auf meinem ersten Abendmahlsgange begleitet hatte, wurde sie ganz bettlägerig und alle Bemühungen des Freiarztes blieben vergeblich ihr die Gesundheit wieder zu geben. So mußte sie dem allgemeinen Krankenhause übergeben werden, wo sie zehn Jahre später starb. Meine Schwester mußte mit ihrem zwölften Jahre schon in einen Dienst treten, wurde auch mit dem vierzehnten Jahre confirmirt und verheirathete sich später mit einem Cigarren-Arbeiter. Obgleich ich nun selbst gewaltig für die wogende See schwärmte, so fehlte

mir doch Ausrüstung, Fürsprache und sonst noch mancherlei um ein Seemann zu werden. Mein Schicksal setzte auch richtig seinen Willen durch, denn es hatte mich für ein anderes Element bestimmt, und statt mich auf dem Wasser schwimmen zu lassen, schob es mich an's Feuer. Durch Zureden meines Onkels, eines Schiffsschmiedemeisters, trat ich bei demselben in die Lehre, und wer die fünf saueren Lehrjahre eines Schmiedelehrlings kennt, die ich redlich durchmachte, der wird auch wissen, wie wenig das Leben am Blasebalg geeignet ist uns sanfte, poetische Gefühle einzublasen. Indessen waren sie doch nicht ganz in mir entschlummert, und als ich im Jahre 1837 Gesell wurde, und damit meine Freiheit, die ich fünf Jahre lang gänzlich entbehrt hatte, wieder erhielt, da durchströmte mich auch wieder auf's Neue meine Vorliebe für deutsche Poesie, und ich fiel mit einem wahren Heißhunger über Gedichte her, so viel ich deren nur erlangen konnte. Ich durfte jetzt Sonntags, auch in der Woche des Abends ausgehen und vermochte Anfangs mein Glück kaum zu fassen, so daß ich vielleicht ausschweifend geworden wäre, wenn mir nicht ein guter Stern auf meinem Pfade geleuchtet hätte. „Mein Auge sah den Himmel offen;“ wie Schiller sagt; und der gute Stern, der mich leitete war die Liebe. Ja, ich verliebte mich treu und redlich in ein armes, braves Mädchen, und dies Verhältniß führte mich bald in gesellige

Kreise, wo ich auch meiner Lieblingsneigung, Gedichte vorzutragen, nach Herzenslust genügen konnte. Am Tage verrichtete ich meine Arbeit zur Zufriedenheit meiner Meister, am Abende war ich in häuslichen Kreisen, am Sonntage aber bei kleinen Lustparthien immer gern gesehen, weil mir es fast immer gelang etwas zur Aufheiterung der Gesellschaft beizutragen. Im Jahre 1840 verheirathete ich mich mit dem Mädchen meiner Liebe. Wir waren zwar Beide arm, aber da wir keine großen Ansprüche an das Leben machten und an Arbeit gewöhnt waren, schlugen wir uns redlich durch. Da mich der Ehestand aber verpflichtete, die Abende mehr zu Hause zuzubringen, als sonst, beschäftigte ich mich auch mehr mit Lectüre, und der damals beliebte Beobachter wurde auch von mir sehr fleißig gelesen. Es machte mir ein besonderes Vergnügen, die Räthsel, welche das Blatt enthielt zu lösen, wenn auch die Aufgabe noch so schwierig war, und ich kannte bald keine stolzere Freude, als meinen Namen gedruckt unter den Auflösern zu finden. Endlich versuchte ich selbst ein „poetisches Silbenräthsel" zusammen zu schmieden, reichte es ein, der Bobachter nahm es auf und forderte mich auf, mehr zu liefern. Wer war froher als ich? Jetzt begann ich alle neun Musen anzurufen und entwarf ein plattdeutsches Gedicht: „Hans Flink oder dat Gassicht." Der Beobachter nahm es auf, ja, es hatte sogar

das Glück, im Publicum Beifall zu finden und nun war die Bahn gebrochen. Ohne meine Berufsarbeiten zu verletzen, widmete ich fast alle meine Abende der edeln Verskunst, bis das Jahr 1848 kam und mit ihm die „Reform" auftauchte, die ein neues Feuer in meinem Innern entzündete, weshalb ich mich auch ganz ihr zuwendete und ihr alle meine Arbeiten übergab, die ich jetzt in nachstehender Sammlung dem Publicum biete. Im Jahre 1853 endlich fiel mir plötzlich in der Schmiedewerkstelle Göthe's trefflicher Gedanke ein: der Mensch muß entweder Hammer oder Ambos sein, und mein hartes Arbeiterloos belehrte mich, daß ich nun mein ganzes Leben lang eigentlich nur der Ambos gewesen sei. Dies brachte mich zu dem raschen Entschlusse, zu versuchen, ob ich nicht einmal der Hammer sein könnte. Und es scheint mir wenigstens nicht ganz mißlungen zu sein. Ich habe den Ambos der Schiffsschmiede verlassen und bin der Hammer der Reimschmiede geworden und glaube wenigstens als solcher manchmal den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Durch die Beihülfe des Herausgebers der Reform, Herrn J. F. Richter, wurde mir es möglich, mich und meine zahlreiche Familie auf andere Weise zu ernähren, ein kleines Colporteurgeschäft zu beginnen, durch Gelegenheitsgedichte etwas zu verdienen, und auch eine Anstellung, welche mir die Herren Gebrüder Keiling boten, trägt dazu bei, meinen

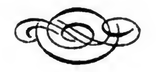
Unterhalt zu sichern. So lebe ich denn einfach und schlicht und biete nun hier dem lieben Publicum, welches ja selbst durch die Aufmunterung, die es mir zu Theil werden ließ, dazu beitrug, mich vom Amboß wegzulocken, die Blüthen meiner Mußestunden in einem frischen Kranze, und wenn Sie auch die poetischen Flammen in dem Umfange eines Johannisfeuers darin vermissen, so werden Sie doch vielleicht das bescheidene Glühen des Johanniswürmchens darin finden, welches sich nach Kräften bemüht, die finstere Nacht zu erleuchten.

Heinrich Schacht.

Lebensbilder

aus dem

Hamburger Arbeiterstande.



I. Der Polterabend.

Wir führen dich, lieber Leser, in einen Hof, aber beileibe an keinen solchen, wo es Hofräthe und Kammerherren giebt und wo Ordenssterne und Kreuze zeigen, woher der Wind bläst! Unser Hof liegt in einer vielbewohnten Straße Hamburgs und drin liegt ein Sahl, wie ihn der Arbeiter zu bewohnen pflegt, schlicht und einfach, aber doch so nett aufgeputzt wie irgend möglich. Auf der Diele, die zugleich Küche ist, siehst du einen Kleiderschrank, der so schön angestrichen ist, daß man ihn beinahe für echt Mahagoni hält, ein paar Kücheneimer mit der schönen Jahreszahl 1848, an die der Arbeiter so gern denkt, eine kleine Tonne, etwas Steinzeug, sogar ein Beil, aber ein ganz friedliches zum Holzhacken, und was Gottes Creaturen sonst noch mehr in der Küche brauchen, um glücklich zu sein. Und wie hübsch ist die Stube mit Tapeten à 5 ß das Stück aufgeputzt! Geschmackvoller kann's Louis Napoleon in seinem Kaisersaal nicht machen, wenn auch theurer — und glücklicher ist unser Arbeiter sehr oft in diesem Stübchen gewiß auch. Die Möbeln bestehen zwar nur aus sechs Stühlen, einem Tisch und einer Commode, aber das glänzt alles wie

ein Spiegel, und ist genug für zufriedene Leute, wenn auch einmal zwei auf einem Stuhl sitzen sollen, was manchmal gar nicht so übel zu sein pflegt! Und dann das schöne zweischläfige Bett mit den großblumigen Gardinen, — 's ist eine wahre Lust, sich hier umzusehen und Christian ist auch nicht wenig vergnügt darüber, daß er's endlich mit seiner Doris so weit gebracht hat und nach jahrelanger saurer Mühe nun ausrufen kann: „Eigener Heerd ist Goldes werth!“ Man hört ihn schon auf der Sahltreppe trällern: „Was braucht man denn viel um glücklich zu sein?“ und kaum tritt er in die Thür, da fliegt ihm seine Doris, die am Heerde beschäftig war, entgegen und drückt ihm einen derben Kuß auf die vollen Lippen. Aber schwer beladen ist er, keuchend setzt er einen großen Korb mit Weinflaschen nieder, erwidert dann erst den Schmatz und sagt schmunzelnd: „Hochtied un Pulterabend gifft et, wenn't Gott's Will is man eenmal, aber denn ok vergnögt; morgen hefft wi negentein Personen un de Pastor is twintig — vor em heff ick en Buddel Madera mitbrocht, so'n Mann is wat Goods gewohnt! Hüüt aber kamt en paar Weltkinner, de ok enen mögt, nu man flink drop los, eh' de Pütt kahmt!“ Im Handumdrehen ist der Tisch gedeckt, Doris und Christian haben ihr Abendbrod, was nicht allzuviel Gerichte zählt, schnell verzehrt, aber kaum hat sich Christian das letzte Stückchen Mettwurst zu Gemüth geführt, da ertönt ein donnernder Krach, dem blitzschnell ein zweiter und dritter folgt, die Sahlthür bebt und die Fenster zittern. Christian ruft ein lautes Hurrah und lacht Doris aus, die zusammengeschreckt ist: „De Fruenslüd sind doch man swache Creaturen“ sagt er. Si munter, Doris, „je mehr

Pütt, je mehr Glück!" Das Signal ist gegeben, der Topfkrieg geht los. In das kleine Gewehrfeuer der Kruken, Teller und „Buddels" mischt sich das Krachen des groben Geschützes, das aus schwarzen Jütschen Töpfen besteht, die sich's wohl nicht haben träumen lassen, daß sie an einer Hamburger Sahltreppe ihr seliges Ende finden sollten. Hin und wieder ertönt ein furchtbares Geschrei und „Hurrah Jungens, hier is Pulterabend, Verdanri — schafft doch Pütt an!" und weißgeschürzte Dienstmädchen eilen auf den Kampfplatz, den wackeren Jungen neue Munition zu bringen, unbekümmert um das saure Gesicht der Madame, die morgen den blassen Schrecken haben wird, wenn in der Küche so manches theure Haupt fehlt, das noch lange nicht ausrangirt war. Endlich tritt ein kleiner Waffenstillstand ein, aber nicht durch die Polizei, denn die hat jetzt ganz andere Dinge vor und kümmert sich nicht um ein paar zerbrochene Töpfe, sondern durch die Abendgesellschaft veranlaßt, die sieben Mann hoch mit Gepolter die Treppe hinaufeilt, ins Zimmer tritt und mit herzlichem Händedruck das Brautpaar grüßt. Es sind lauter Collegen und Freunde, alle höchst fidel, und einer, der Hauptkerl, der Mitglied des Tannschen Freicorps war und jeden Abend von den vielen Pferden und Menschen erzählt, die er allein gefangen genommen, tritt als Sprecher vor und ruft mit heller Stimme:

„Ick wünsch im Namen miener Collegen,
Denn Brögam un de Bruut veel Glück un Segen
Unnen un baben, in de Mitt un allerwegen!"

Alles lacht und gratulirt, Geschenke werden ausgekramt, Blumen, Tassen, mit lauter Vergoldung und Glück und

Segen auf allen Wegen, Gläser mit Hamburgs Wappen darauf, daß es nur so blitzt, und noch mehr so schöne Sachen, die bald in Reih und Glied auf der Commode stehen und übers Jahr von dem kleinen Jungen zerbrochen werden, wenn er hinaufklettern will, um sie zu greifen. Jetzt entzieht sich Doris den Glückwünschen, um ihren Punsch zu brauen, Christian eilt hinaus, um Stühle zu borgen, an denen es fehlt und das Bombardement geht unten mit doppelter Kraft los, da es jetzt lauter schweres Geschütz spielen läßt, was aus der nächsten Straße die Senatorenküche plötzlich geliefert hat. Das stört aber Christian nicht, der muthig mit seinen Stühlen durchs Kreuzfeuer schreitet, von verschiedenen Tanten und Vettern geleitet, die alle gerührt sind, über Topfscherben fallen und Doris mit Küssen beinahe ersticken, die endlich nur mit Mühe dazu kommt, sich all' die Herrlichkeiten, die ihr geschenkt wurden, zu besehen und entzückt ausruft: „Wör doch man alle Dag Pulterabend, süh mal, Chrischan, en lütje Weeg mit twee Kinner vun Zucker!" was Christian mit der leise gemurmelten Bemerkung erwidert: „So'n Gör von Zucker versleit doch nich veel!" und noch mehr sagen will, bis ihm Doris lachend den Mund zuhält und ihm „en Klöterbüß und en lütjen Möschenputt" zeigt, der ihr bescheert worden. Jetzt wird aber tüchtig getrunken und getoastet, kräftige Hurrahs erschallen auf die Demokratie, „dat Hamborger Volk un alle Wöhlers," sogar auf alle „alten Jungfern", wogegen der Bundestag weniger als gegen den früheren Trinkspruch einzuwenden haben möchte, trotzdem daß hier ein Krakehler bemerkt: „dat laat se man na, denn wenn de annern, de keen Jungfern sünd, alle

starben föhlt, denn beholt wie man wenig Fruenslüüd in Hamborg!“

Gleichsam zur Bekräftigung dieser Wahrheit tönt noch ein letzter Topf an der Thür, und dann wird's draußen so stille, wie es in Deutschland immer wird, wenn der erste Sturm der Begeisterung vorüber ist. Der Tann'sche Freischärler erzählt zum dreißigsten Male die Geschichte, wie er und Hinrich Meyer aus dem Bäckerbreitengang die ganze feindliche Dragonerpatrouille todtgeschossen und gefangen, unbestimmte Summen für den Verkauf der Pferde gelöst, die leider verloren gegangen und beide nur durch eine ganz eigene Verkettung ungünstiger Schicksale keine Officiere geworden; dazwischen tönt „Auf Hamburg's Wohlergehn“ und „Ein freies Leben führen wir!“ und bis tief in die Nacht hinein währt der Jubel, wo Christian mit einem Licht in der Hand sich den Weg aus der Thür zu bahnen sucht. Da draußen aber ist's fürchterlich. Ganze Gebirge von Topfscherben starrten einem entgegen und Christian sieht sich zu dem verzweifelten Ausruf genöthigt: „Morgen frö mutt ick woll en Treckwagen halen un den Krempel wegfahren!“ Natürlich stolpert alles bunt durcheinander und ein sanft schlummernder Nachtwächter wird unangenehm durch einen herabstürzenden Jüngling geweckt, der ihm aber gleich wieder ruhig zuruft: „Nu slaap man wedder to, hüüt is Pulterabend!“ — Christian kehrt noch einmal zurück, nachdem er seine Freunde durch die Klippen und Sandbänke geführt und der Abschied von Doris wird ihm diesmal so schwer, daß dieselbe ihn sehr nachdrücklich an den Heimweg erinnern muß. „Kumm good na dien Schlaapstell!“ ruft sie ihm nach und obgleich der Punsch

nicht schwach war und er viele Gläser leeren mußte, findet er sich doch recht bald zurecht und träumt in kurzer Frist von den Herrlichkeiten des Polterabends und den noch größeren, die ihm morgen bevorstehen und die wir dann auch mit erleben und beschreiben wollen.

II Die Hochzeit.

Die Sonne beleuchtet mit ihren ersten Strahlen unsern guten Christian, der mit Hülfe der dicken Nachbarin beschäftigt ist, die Topf- und Flaschentrümmer der vergangenen Nacht ein wenig aufzuräumen, wobei er selbst anfangs wenig aufgeräumt ist. Das liegt Alles in Trümmern wild durcheinander, wie deutsche Grundrechte von 48, und der Bräutigam meint: „En bitten dull is't doch worden mit de Smieteree!“ Aber Frau Meier, die weidlich bei ihrer Arbeit schwitzt, meint ruhig lächelnd: „Datt kriegt wi woll weg, eh de Düwel Schoh antreckt!“ und nicht lange dauert's, so ist Alles beseitigt, die Treppe sauber gescheuert und weißer Sand verdeckt zierlich die letzten Spuren der großen Völkerschlacht.

Doris ist natürlich schon lange aufgestanden, am Vorabend einer Hochzeit hat ein Mädchen so leicht keine Ruhe, das schöne Brautkleid, das bei einem „unerhört billigen“ Ausverkauf erstanden und das gar herrlich ausschaut und der grüne Kranz liegen parat und als Christian eintritt, beginnen nach kurzem Morgengruß die wichtigen Verhandlungen übır die bevorstehende Festlichkeit zwischen den Beiden,

die mit größern Eifer geführt werden, als alle Berliner Zollconferenzen und bei denen — wenigstens etwas herauskommt. Frau Meier hält sich neutral; sie läuft vom Kaffee zum Tisch, vom Tisch zum Kaffee und lacht und schwitzt immer mehr, so daß ihr rothes, gutmüthiges Gesicht förmlich glänzt, denn ein Hochzeitstag verjüngt sie und läßt sie des ihrigen gedenken, der freilich weit zurück in die „französche Tiden" fällt. Sie will jeden Augenblick davon erzählen, kommt aber nicht dazu, denn es ist gar zu viel zu thun.

Christian und Doris sind endlich fertig und das Resultat ist die Aufforderung an die dienstfertige Nachbarsfrau, ungesäumt zwei Pfund Butter, aber wohlgemerkt von der besten, zu 10 Schilling, zwei Pfund Käse und entsprechende Quantitäten Rauchfleisch und Mettwurst zu besorgen, denn für Feinbrot und Rundstück sorgt der Krüger, der jeden Augenblick mit seinen klappernden Holzpantoffeln die Treppe hinaufeilen kann. Doris muß das Geld dazu hergeben, denn bei Christian ist's schon „alle geworden" — und geflügelten Laufs keucht Frau Meier von dannen, um sich höchstens alle fünf Minuten einmal an irgend einer Ecke aufhalten zu lassen und zu erzählen, „dat hüt Hochtied is und dat en bannig vergnögte."

Jetzt wird der Sahl so schön hochzeitlich geziert, daß es eine Lust ist. Doris setzt die Blumen, die eine gute Bekannte aus Vierlanden ihr billig genug abgelassen, in Vasen an's Fenster; Christian transportirt die Commode in's Zimmer, schiebt Stühle neben einander rund um den Tisch und meint, trotz des etwas spärlichen Raumes, zwei und zwanzig Mann fänden schon Platz und „beter eng un

woll, as wiet un weh!“ worin gewiß auch noch andere deutsche Herzen mit einstimmen. Da brummt eine Baßstimme durch die plötzlich geöffnete Thür: „Goden Morgen, Jungfer Brut, en Complement von ehren gewesenen Herrn un en lüttjes Hochtiedsgeschenk dabi.“ Das ist ein Jubel — ein wunderschöner Spiegel mit blitzendem Goldrahmen lächelt Doris entgegen, ein Möbel, das gerade noch im Zimmer gefehlt. Doris kann sich gar nicht satt daran sehen und vergißt beinahe dem Ueberbringer ein Glas Wein zu reichen bis Christian sie kräftig daran erinnert.

Bis 12 Uhr herrscht jetzt angestrengte Thätigkeit und Frau Meier betheiligt sich dabei nach besten Kräften. Was giebt's da Alles zu schneiden, zu schmieren, zu belegen, es wird so viel Proviant zubereitet, als hätte Hamburg noch ein halbes Schock Executionsarmeen zu befürchten! Christian muß aber an seine Toilette denken und empfiehlt beim Abgang in seine Schlafstelle der guten Nachbarin noch sehr eindringlich, des Abends auf die Musikanten im Sinne des Baron von Geld einzuwirken, damit sie nicht voll süßen Weines würden und die Noten vor ihren Augen Polka tanzen. „De Keerls köönt bannig suupen!“ meint er noch an der Thür, was wir auch durchaus nicht, unbeschadet ihrer Würde, in Zweifel ziehen wollen. Frau Meier meint: „Sie'n Se unbesorgt, bün ook mal op'n Hochtied wesen, da har'n de Mus'kanten achter an den Brummbaß en Klapp, dar stääken se all dat Botterbrodt 'rin un wenn se 'n Walzer opspelen sull'n, dann spelen se: „Nun danket Alle Gott!“ wird aber in weiteren Erinnerungen aus ihrem vielbewegten Leben unterbrochen, da Doris auch ein wenig Toilette machen will.

Feierlich naht die Friseurin und eine Freundin, das große Werk beginnt und wir wollen uns wohl hüten, etwas davon zu verrathen; genug ist's, daß Alles herrlich von Statten geht und daß auch Christian bei seiner Rückkehr wie ein junger Gott aussieht. Aus den beiden Amorflügeln, welche das schwarzseidene Halstuch umgiebt, schaut er so majestätisch hervor, wie ein Bürgermeister und man sieht's ihm an, daß er der Held des Tages ist. Frau Meier hat eine schneeweiße Schürze vorgebunden und steht unten gleichsam als Wahrzeichen an der Sahltreppe, um allen Hochzeitsgästen zum Leuchtthurm zu dienen, wenn sie sich etwa durch das Häusermeer nicht durchfinden können. Ein lautes Geschrei der zahlreich versammelten Herren Jungen: „De Paster kummt, de Paster kummt!“ verkündet endlich der ungeduldig Harrenden, jetzt sei Zeit, sich in ihrer ganzen Würde zu präsentiren, mit vielen Knixen führt sie den Geistlichen die Treppe hinauf und öffnet ihm die Thür mit demselben Anstand, wie der Ceremonienmeister irgend eines kaiserlichen Hofstaats. Nach kurzer Entschuldigung des Pastors wegen des Zuspätkommens, beginnt die feierliche Handlung und in wenigen Minuten sind Christian und Doris für dies Leben unzertrennlich vereint. Wein und Confect werden herumgereicht. Der Pastor ist sehr leutselig und beklagt die Verderbtheit des Menschengeschlechts im Allgemeinen und den spärlichen Kirchenbesuch insbesondere, wodurch Frau Meier sichtlich gerührt wird, indem sie sich erinnert, seit den „französchen Tieden“ eben nicht gar zu häufig in der Kirche gewesen zu sein; sie nimmt sich aber fest vor, dem nächsten Weinachtsgottesdienst beizuwohnen; ob sie dazu kommen wird, vermögen wir nicht zu sagen.

Nachdem der Pastor dem jungen Paare Glück gewünscht, entfernt er sich; auf der Treppe drückt ihm Christian Etwas in die Hand und giebt dann das Signal zum Kaffeetrinken. Die dickbauchige Kanne scheint gleich dem Oelkrüglein der Wittwe gar nicht zu versiegen, ganze Pyramiden von Butterkuchen verschwinden, Dominosteine klappern und das vielbeliebte Lotto läßt seine „Nummer acht un tachentig“ weithin erschallen, bis der Abend hereinbricht und Frau Meier ihr Meisterstück, den sorgsam gebrauten Punsch in schön geränderter Bowle auf den Tisch pflanzt, der ungeheure Heiterkeit erweckt. Der Tann'sche Freischärler vom vergangenen Abend, der den Rückzug allein deckte, beginnt mit feierlicher Stimme: „Toerst wünsch ick dat junge Paar en glücklichen Ehstand; alle hier versammelte Froenslüüd will ick ook raaden, wenn se noch unverseggt sünd, sick bald en Mann to nehmen, denn eh' wi dran denkt, kann en groten Kantüffelkrieg entstahn in ganz Europa und in'n Bäckergang, dat keen Huus openanner bestahn blivt un keen doden Hund sick dat Leben op de Straat sicher is, un denn is an't Heirathen nich to denken, denn de Mannslüüd hevt keen Tied, ju leev to hebben, un de Pasters hevt keen Tied, to troen, un Fro Meier hett keen Tied Punsch to moaken — drum man frisch to gelangt — dat heet na de Mannslüüd!“ Diese Standrede findet natürlich vielen Beifall, wenn auch die Jüngferchen ein wenig kichern und roth werden. Die Thür öffnet sich jeden Augenblick und läßt Kinderschaaren eintreten, die durch die Frage: „Köönt wi de Bruut mal to sehen kriegen?“ blos bezeichnen wollen, daß sie gern ein Gläschen Punsch mögen, was Doris auch bereitwillig gewährt.

Die Musikanten, 4 an der Zahl, nahen im Sturmschritt, spielen vor der Sahlthür: „Auf Hamburg's Wohlergehn“ und verfügen sich an ihre Plätze. Die Stube ist leer im Nu, die Lichter stehen vor dem Fenster und Christian eröffnet mit seiner Doris den Tanz, der alle möglichen Walzer, Polka's und Redowa's vorführt, die nur von 4 Musikern zu spielen sind. Die braven Leute bekommen so viel Butterbrodt, daß sie, wenn sie Frau Meiers Klappe im Brummbaß hätten, ein Magazin füllen könnten, Punsch nicht mehr als ihnen gut thut, denn die Nachbarin paßt auf wie ein Luchs. Um 12 Uhr wird der Braut der Kranz entrissen und eine Haube auf ihr Haupt gepflanzt. Christian sieht sich plötzlich mit einer ächt deutschen Schlafmütze bedeckt und bekommt eine brennende Kalkpfeife in den Mund, gerade wie's ein solider Ehemann gewohnt ist, der Nachtwächter gratulirt und wird von dem großen Kriegsredner seiner Schnarre beraubt, die er mehr ertönen läßt, als gerade noth thut und dabei meint: „as Nachtwacht seh ick als ganz nee organisirt ut!“ — Bis 5 Uhr dauert der Jubel und der Tanz, dann entfernt sich Alles allmälig, Frau Meier wird mit so warmen Händedrücken am Fuß der Treppe begrüßt; daß sie ganz selig lächelt und um 6 Uhr ist's vorbei mit der Hochzeitsfreude — hoffentlich aber nicht mit dem Eheglück des jungen Paares, das uns über kurz und lang wohl noch mehr Stoff zu Schilderungen geben wird.

III. Ein Tag nach der Hochzeit.

Spätes Aufstehen ist sonst gerade nicht Christians Sache, aber am ersten Ehestandsmorgen ist's verzeihlich genug. Schon ist's 12 Uhr Mittags, wo an anderen Tagen schon ein mächtig Stück Arbeit beschafft worden, da reibt sich der junge Ehemann die Augen und sieht, daß seine bessere Hälfte schon ganz leise aufgestanden ist und Frau Meier, dem Schutzengel der Neuvermählten, nach Kräften behülflich war die schönen Reste des Hochzeitsfestes, zerbrochene Punschgläser, Tabackspfeifen und Cigarrenstummel auf die Seite zu bringen und nach dieser großen Tempelreinigung einen derben Kaffee zu brauen, wie er so einem jungen Paar am Hochzeitsmorgen wohl von Nöthen ist. Dann entfernt sich die weißbeschürzte Helferin aus aller Noth, um auch ein wenig zu druseln und Christian meint schmunzelnd: „De Ohlsch hett sick good stahn mit de Drinkgelder, aber fix oppaßt hett se op de Muskanten, un wenn wi mal Kinddöp gäft, sall se wedder dat Bantje as Marför hebben!" — Doris findet diese weite Vorausbestimmung durchaus unpassend, wird aber von Christian nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die zukünftigen „Jungens" alle tüchtige Demokraten, und die „Deerens" einst wackere Hausfrauen werden sollen, wogegen gewiß keiner unserer Leser etwas einzuwenden hat. Jetzt aber, nachdem dieser wichtige Punkt des Eheglückes vorläufig wenigstens erledigt, rückt Christian seinen Stuhl näher an Doris heran, macht ein sehr ernsthaftes Gesicht und beginnt seine erste Ehemannsrede gerade

so feierlich wie ein Pastor, der seine Probepredigt in St. Catharinen hält. „Hör to," sagte er, „wie unse künftige Lebenswandel inricht war'n sall; mien Verdeenst is de Woch negen Mark, da kann man frelich nich veel Staat mit maken un manche dicke Geldsack fritt mal so veel to een Fröstück op, aber wi mööt doch uut damit." — Dann macht er eine Pause und fährt, nachdem Doris dieses Budget im Punkte „Einnahme" besser begriffen, als manche Ständekammer, mit der ganzen Würde eines Finanzministers, hinsichtlich des Punktes „Ausgabe" folgendermaßen fort: „Wenn ick nu Sünnabends to Huus kaam, denn legt wi erst en halben Daler torüg vor den Huuswerth, denn so'n Mann kummt Nummer Eens, — en Mark vor Kledung un Foottüüg, un mit de annern sos Mark mußt Du in'n Huusstand uut!" „Knapp is et man," seufzte Doris; „aber wer sick redlich will ernähr'n, mutt veel flicken un wenig vertheern. In de Woch köönt wi keen Fleesch eeten, un Sündags man dre vertel Pund, un de Botter mööt wi man bannig dünn opsmeern, denn nu, da de Assoschatschonsgeschichte uut is, ward se wedder dünn noog — aber et blieft noch ümmer 8 Schilling, watt sall damit warn?" — Christian freut sich über Doris Rechnungstalent, das so schnell zu subtrahiren weiß und ahnt, daß dasselbe sich bei früheren Markteinkäufen ziemlich rasch entwickelt, er meint übrigens: „Davor weet ick Raat, mien Deern, veer Schilling steeckt wi in de Büß to'n Nothpenning, un de annern veer Schilling gaht so weg, een for'n Bart, een to Toback, een to de Reform, de ick mit mien Maat in Cumpanie lees, un vor den letzten Schilling ward twee Lüttje drunken, un watt wi denn nich hefft,

köönt wi nich eten!“ Doris spricht davon, wie sie für einen Laden nähen will, was auch eine kleine Hülfe ist, und in dergleichen Plaudereien verfließt ein Stündchen gar schnell, als ein lautes Klopfen an der Thür erschallt und der Compagnie-Feldwebel der Bürgergarde mit militairischem Anstand kerzengerade eintritt: „Ich wünsche Glück zum Ehestande,“ sagt er, „und bringe Ihnen hier einen Wachtzettel zu übermorgen.“ „Wie is't möglich?!“ ruft Christian erstaunt, der augenblicklich am allerwenigsten Lust hat, in dem Stück „eine Nacht auf Wache“ mitzuspielen, weil er viel angenehmere Beschäftigung hat. „Lieber Freund,“ meint der rauhe Krieger, „es ist nicht meine Schuld, die Reihe ist an Ihnen.“ „Dat is komisch,“ brummt der junge Ehemann, „dat wenn en Mann in'n Deenst kummt, glieк de Reeg an em is,“ läßt dem Bringer unwillkommener Botschaft durch Doris aber doch ein Glas Wein reichen und giebt ihm ein ehrwürdiges, zum Hochzeitgeschenk erhaltenes Zweimarkstück, um diesmal einen Stellvertreter zu stellen, der für Hamburg's Sicherheit gegen innere und äußere Feinde sorgt. „Jetzt meint Christian: „Hüüt wööלt wi noch den Fulen speelen“, steckt sich die letzte, noch übrig gebliebene Cigarre an und vertieft sich in die Reform, wobei er plötzlich ausruft: „na da krigt de oole Heuler sien Fett, wie he't verdeent“; wir wollen natürlich nicht errathen, welche himmlische oder höllische Macht damit gemeint ist. Doris, die sehr gut Schellfisch zu kochen, aber sehr schlecht über Politik zu sprechen versteht, die ihr bisher ganz fern geblieben, frägt ganz unschuldig: „Du, Chrischan, wat is denn dat egentlich en Heuler?“ was der eifrige Leser sehr kurz beantwortet, indem er meint: „wenn

Du een op de Reform schellen hörst, dat is en Erzheuler!" eine Erklärung, die für Doris' Fassungskraft vollkommen genügend ist. Da öffnet sich die Thür auf's Neue, einige Vettern und Cousinen nebst Zubehör gratuliren auf's Neue und bei einem tüchtigen Glase Grog wird trotz Doris' Erröthen auf die nächste Kindtaufe wacker angestoßen, die wir denn auch gewiß nicht versäumen wollen, wenn's Glück günstig ist!

IV. Der kleine Weltbürger.

Die Flitterwochen schwinden rasch dahin, in der Hütte wie im Palaste. Unser Freund Christian ist Tag für Tag unverdrossen bei seinem sauern Tagwerk beschäftigt und seine Doris nimmt zu — an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen! Ein Jahr schwindet dem jungen vergnügten Paare rasch dahin; da trifft Christian eines Abends als er von der Arbeit zurückkehrt, seine gute Ehehälfte eifrig damit beschäftigt, einige räthselhaft zusammengerollte Bündel auf dem Tische auszubreiten und eine ganz neu organisirte Uniform aus der Kommode zu ziehen, die sie sorgfältig über eine Stuhllehne hängt. Christian weiß erst nicht recht was das Alles bedeuten soll, als ihm aber der eilige Befehl wird, „mit Fro Meier na Madam Grieper hentolopen" da wird ihm klar, daß Doris Zustand weit hoffnungsvoller ist, als die jetzige Lage Deutschlands und er sputet sich gewaltig, zieht schnell die eben abgelegte Jacke wieder an und springt mit einem so gewaltigen Satze die Treppe herunter, daß Kreuzberg's Königstiger sich nicht davor zu schämen

brauchte. Frau Meier lies't gerade bei einer Tasse Thee die Geschichte des großen Silberdiebstahls und freuet sich gewaltig, daß die kühnen Silbermänner bei ihr nichts abholen können, da wird die Thür hastig aufgerissen und arg erschreckt läßt sie die Tasse mit dem Polizeibericht zu Boden fallen, so daß die Einbrecher eine ordentliche Theetaufe bekommen. Doch weiß sie sich schon zu fassen und rasch, wie ein Spitzhund, der vom Abdecker verfolgt wird, stürzt sie zu Madame Grieper, die so eben von einer Schusterfrau heimgekehrt ist, bei der es hart herging, da Schusterfrauen bisweilen viel Pech haben. Im Sturmschritt eilt jetzt die so nothwendige Grieper mit Christian heimwärts, der ihr zuruft: „De nee Uniform hett se all 'rutkreegen!" um die außerordentliche Dringlichkeit dieser Vorladung in's klarste Licht zu stellen. — Von den Unterredungen in Doris Kammer natürlich kein Wort, solche geheime Kammersitzungen muß man respectiren, nach zwei Stunden giebt's Geräusch im Schornstein und da steht der alte Gevatter Storch, mit zwei Körben auf seinem Rücken, die im bunten Gemisch Heuler und Wühler, Preußen und Oesterreicher bergen; im Schnabel trägt er den jungen Weltbürger, der dem Christian bestimmt ist und mit herzhaften Griff nimmt Madame Grieper ihn entgegen. Die Uniform wird angelegt, der übliche Glückwunsch fehlt natürlich nicht. Die Worte: „Dat is en firen Jung, dat is de ganze Vadder," entlocken Christian ein wohlgeändertes Zwölfschillingstück. Er küßt sein Söhnchen recht derbe, spricht: „Gott seg'n Di, Du lüttje Demokrat!" und überreicht das Büblein einer Doris, die doch auch ihren Theil an dem Jungen haben muß. Frau Meier muß jetzt 14 Tage die Wirth-

schaft führen und erzählt eine Unmasse Geschichten aus „de französche Tiden," so daß Doris beinahe glaubt, selbst in dem Tambour mit den rothen Aufschlägen verliebt gewesen zu sein, den Frau Meier mit so lebhaften Farben schildert und der „so'n trotzartigen Knecht" gewesen ist! Christian empfängt auf dem Arbeitsplatz die Glückwünsche seiner Cameraden und spendirt eine Flasche „echten Grönen". Freilich ist Christians Geldbüchse in den ersten 8 Tagen schon leer, aber Doris sucht aus der Commode tiefen Gründen noch einige Mark hervor, die in einem Strumpfe schon lange auf ihre Erlösung geharrt hatten. Frau Meier bekommt drei Mark auf Abschlag, die übrigen drei soll sie „nah de Dööp" haben, und dieser Termin ist auch Madame Griepers Zahlungstag, die schon an Geduld gewöhnt ist. „En Weeg mutt ick aber noch hebben!" sagt Doris mit solcher Entschiedenheit, daß keine Widerrede möglich ist, und sie hat Recht, wenn sie meint: „Will ick en Schilling mit verdeenen, so mutt ick mit'n Foot weegen un denn is de Jung still." Der nöthige Vorschuß wird von Christians Herrn geleistet und nun soll über vier Wochen fröhliche Taufe sein. Nach acht Tagen will Doris Kirchgang halten, „weil's so Gesetz is." — „Dat is woll noch so'n Gesetz uut de Muuskist!" äußerte Christian freilich, „Du kannst ook Dien Gott hier op'n Sahl danken und denn bruukst Du keen Stohlgeld to betahlen!" Doch in Glaubenssachen vermögen wir keinen Zwang. Doris mag ruhig zur Kirche gehen, eine recht laut schallende Predigt anhören, worin sie ermahnt wird, nicht zu üppig zu leben (hat so auch keine Noth!) und uns auf die bevorstehende Taufe freuen, zu der Christian uns natürlich eingeladen hat. „Goode

2*

Gevaddern hevt wi un wi wöölt recht vergnöögt sien", sagt der gute Junge — na an uns soll's nicht fehlen, wir sind keine Spaßverderber!

V. Die Taufe.

Es ist ein recht schöner Sonntagmorgen. Die Wohnung unseres jungen Paares ist aufgeputzt, wie am Hochzeitsfest, Doris hat schneeweiße Gardinen aufgesteckt, die nachdem sie „natt" auf dem Steinweg gekauft sind, jetzt getrocknet ganz respektabel in die Welt hinausschauen, Christian hat von der „Veerlandersch" einen Rest Blumen für den Spottpreis von zwei Schillingen erstanden, die natürlich auch nicht wenig zum Schmuck des Zimmers beitragen — denn heut ist ja die fröhliche Kindtaufe! Doris beantragt eine kurze Stellvertretung beim Wiegen, die nicht so theuer zu stehen kommt, wie beim Hanseaten-Contingent, und beginnt ein gewaltiges, sechs Ellen langes Kleid hastig zu plätten, in dem der kleine Weltbürger sich ungefähr eben so ausnehmen wird, wie ein Fröschchen in der Schale einer Riesenschildkröte. — Dann ersucht sie Christian den schlafenden Täufling nun ruhig liegen zu lassen und neben den gehörigen Flüssigkeiten auch für 1 Mark Confect zu besorgen, natürlich für den „Herrn Pastor." Das nöthige Quantum von Brot, Butter, Käse und Mettwurst hat sie, wie sie freimüthig eingesteht, schon gestern von St. Pauli „hereingeschuckelt", wo es noch mal so billig zu haben ist.— „Doris, Doris!" meint der Gatte etwas betroffen, „wullt Du de Stadt bedreegen, kannst Du dat verantworten op

miin Borgereed?" — „Diin Borgereed geiht mi nicks an", lautete die kurze Antwort der guten Frau, die mit Eiden eben so leicht umspringt, wie deutsche — ptschi! Gesundheit! — — nu maak, dat Du wieder kummst!" — Die unvermeidliche Frau Meier erscheint jetzt mit freundlichem Nicken in der Thür, sie fühlt sich heute wieder in ihrer ganzen Hoheit und bringt geschäftig Alles in Ordnung. In der Mitte des Zimmers steht ein kleiner runder Tisch, mit einem weißen Tuche fein säuberlich bedeckt, in der Mitte eine steinerne Kumme mit Wasser, freilich nicht aus dem Jordan, wie das, mit dem Heinrich V. getauft wurde, sondern bloß aus der Stadtwasserkunst, eine Serviette liegt daneben. „Nu is Allens in de Reeg," sagt Doris, „Fro Meiern maak se mi en Tass' Thee!" — „Un mi en Glas Grog!" wirft der eben eintretende Christian dazwischen, „nah Thee krigt man Flöh in't Liev." Bald verschwindet Frau Meiern um die berühmte weiße Signalschürze vorzubinden, welche jedenfalls länger in Ansehen geblieben, als z. B. die schwarz-roth-goldene Fahne. Der kleine Weltbürger ist in sein Riesenkleid eingewickelt, ohne bedeutenden Widerstand geleistet zu haben, Doris ist mit einem Merinoskleide hübsch genug geputzt, Christian in der schwarzen Kneifzange mit nobeln Vatermördern als Schutz des schön rasirten Backenbartes — höchst patent! Frau Meier rückt auf ihren Posten der nicht in das Bereich des neuen Stadtcommandanten gehört, bald rücken die Gevattern in Sturmcolonnen an: Christians Herr, Doris frühere Madame, noch ein alter, dicker Onkel Christians in stahlgrauem Rock mit blanken Knöpfen, pensionirter Accisebeamter seines Glaubens und Madame Grieper, die eigentliche Heldin des Tages, das

sind die Leute, welche den Tauf-Contingent bilden. Der Pastor läßt, wie immer, auf sich warten, „sin Uhr geiht gewiß nah'n Nicolaithoorn!“ meint Christian, als just der Ersehnte eintritt und sogleich zum Werke schreitet. Hans Peter Paul heißt der neue Hamburger, der diesen Namen hoffentlich mit allen Ehren tragen wird. Als alles vorbei, spricht der Pastor von der Witterung und dergleichen, dann frägt er Christian: „Sie sind Arbeitsmann, nicht wahr?“ — „Ja wol, Herr Paster!“ — „Ein Arbeitsmann muß es sich mitunter recht sauer werden lassen, aber glauben Sie mir — ich muß heute noch zwei Paare trauen und vier Kinder taufen!“ — Damit empfiehlt er sich, Christian drückt ihm ein Geldstück in die Hand und sagt beim Eintreten in's Zimmer: „De het dat en Bitten suur! Ick weet nich, wi he dat so aff kann!“ — Die Gevattern räumen jetzt das Feld, der alte Stahlgraue sagt beim Weggehen: „Ja, ja, de junge Welt — de het gar keen Glooben mehr! Ja, ja!“ — und eine Schaar munterer junger Leute stellt sich ein, um die Taufe zu feiern. Die Männer setzen sich hin, um „en firen Solo aftokloppen.“ Die Frauen unterhalten sich über: „Kleider mit Auflegern, Puffen, Muffs, Boas,“ und Gott weiß was für andere höchst wichtige Sachen. Die Beschreibung des Mantels, den „den Senater sin Köksch“ beim letzten Kirchgang getragen, nimmt viel Zeit weg — wir glauben übrigens, daß dabei von anderen Dingen die Rede ist, die dieser Mantel verdeckt, denn „Froenslüüd hebt spitze Tungen!“ wie einer der Solospieler von drüben her treffend bemerkt. — Der Punsch kommt und unser alter Freund vom Tann'schen Corps ruft sehr laut: „Gott gäv, dat de lüttje Hans en

fixen Volksmann ward un dat he immer an dat letzte Gebot denkt: Laat Di nich verblüffen!" — Dann erzählt er, wie General Wrangel die denkwürdigen Worte zu ihm sprach: „Aber, min gode Fritz, ick bitt' Di um Gotteswillen, worum wullt Du nich an miin Stell' General sien? — Du versteihst ja den Rummel!" — und die Gesellschaft wird immer fideler. „Diin Mutter hett ok de acht Schilling nich umsunst utgeben, diin Kakelreem to sniden," — sagt Christian sehr wahr. Frau Meier ist unermüdlich im Punschbrauen, wie Fritz im Erzählen und spät trennt sich die Gesellschaft „halbig söben un mit scheeve Steeweln", wie nicht zu läugnen ist. Der kleine Volksmann schreit beträchtlich, als die Thür auf und zu klappt und Doris meint, indem sie ihr Lager aufsucht: „Na, mehr as eenmal in't Jahr kann't nich kaamen!"

VI. Der Weihnachtabend.

Nein, keinen fleißigern Mann giebts auf Gottes weiter Welt, als den Schuster Fischer, das muß wahr sein! Den ganzen, lieben langen Tag hockt er auf seinem Schemel und läßt den Pechdraht durch die Finger gleiten, mag nun draußen der Wintersturm heulen oder die Schwalbe ein Sommerlied zwitschern — er rührt sich nicht vom Fleck! Und er hat Grund dazu, denn eine Frau und 6 Kinder brauchen schon das Ihrige und mancher „Achterflicken" und mancher „Rester" müssen so eine Woche über aufgesetzt werden, ehe es heißt: Feierabend, und ehe die Ahle von ihrem spitzigen Geschäft ausruhen kann. Und dabei ist die Schuster-

Frau Jette wahrlich so ökonomisch, daß jede Hamburger Hausfrau sie sich zum Muster nehmen könnte; freilich kauft sie keine „bürrgerliche Köchin“ mit Titelkupfer für 12 ß Courant, um sich zu belehren wie man am Heerde sparen müsse, hat's auch nicht nöthig, weil sie's selbst gut genug versteht. Fleisch kommt nur einmal die Woche auf den Tisch; wer sonst was haben will kann seine Nase anfassen und vielleicht kriegt er auch da nicht viel zu fühlen, je nachdem die Natur ihn übergiebelt hat — aber Weihnachten da pfeift's aus einem andern Loche bei Fischer, da muß man wissen, daß es noch Karpfen im Wasser und Tannenbäume auf der Erde giebt! Mit ernster Miene sucht Fischer am Nachmittage vor dem heiligen Abend die Schillinge zusammen, die in alten Schuhen so tief vergraben gesteckt, wie die deutsche Reichsverfassung im Frankfurter Polizeiarchiv; Schlag 3 Uhr wirft er den Stiefel, der unter seinen Händen einer höheren Bestimmung entgegenreift, mit Nachdruck in die Ecke, umarmt seine Frau, die gerade beim Einheizen eifrig beschäftigt ist und ruft: „So Mutter, nu is Fierabend, nu wart ok keen Stich mehr dahn; ick weet nu erst, wofor ick de ganze Nacht arbeit heff un will in'n Dom en bitten inköpen!“ Jette holt den Bratenrock, der seit Fischer's Confirmation ihn bei allen wichtigen Handlungen im Leben begleitet und ordentlich mit den Jahren gewachsen zu sein scheint, denn er reicht schier bis an die Knöchel, wie's freilich einem echten „Schuster-Rock“ von altem Korn und Schrot geziemt. Zwei Preußen werden der Frau — nicht ins Herz — sondern in die Hand gedrückt, um recht fette Karpfen dafür zu besorgen, natürlich vom „Amtsfischer“ und um hinterher den unerläßlichen Punsch zu besorgen und

dann eilt unser Fischer spornstreichs von dannen, indem er noch in der Thür ruft: „Vetter Christian (kein anderer als unser guter alter Bekannter) un sien Fro kamt ok noch na!" Jetzt packt Jette die Schustergeräthschaften ruhig bei Seite, ihr ältestes Töchterchen von 13 Jahren leistet ihr wackere Hülfe dabei, die andern Kinder sind alle auf die Nachbarschaft geschickt, um den heiligen Christ nicht zu stören, wenn er in's Haus tritt; sie balgen sich zu ihrer Kurzweil, stoßen sich von den Sahltreppen ein wenig hinunter, vertiefen sich in „Hutschen und Spannen" und sind alle gleich ungeduldig auf den Augenblick, wo ihre Verbannung aufhört. — Nach längeren Verhandlungen hat Jette wahre Prachtkarpfen erstanden, das Töchterchen hat Kartoffeln in Menge geschält und man schreitet zur Aufputzung des Tannenbaums, der freilich nicht so groß wie der Keilingsche, aber doch mit Zuckerthalern und vergoldeten Nüssen ganz allerliebst verziert ist und sich vor allen seinen Collegen ungescheut sehen lassen kann. „Nu ga hen Liese un hal for twee Schilling Dreelingslichter," sagt Jette, „villicht krigst Du noch en paar Brunkoken to, hüt heft wi noch gar keen kregen. Fröher geev dat bi jeden Kramer Brunkoken to Wihnacht, aber nu verfrät un versuupt se't leber, as dat se en armen Minsch en Freud makt; da is Köllisch in'n Bäckergang doch en annern Kerl, wenn man da en Lebberwust haalt for'n Schilling, denn gifft he en Grüttwust to to'n Wihnachten!" — Wackerer Köllisch, auch wir loben Dich, denn es ist ein seltener Fall, daß heutzutage Jemand an seine bedürftigen Mitbrüder so recht von Herzen denkt und das Gesetz ist ja so schnell bei der Hand, um die kargen Weihnachtgeschenke zu verbieten,

als wenn durch die der Staat in Gefahr käme. Doch wir wollen uns damit nicht den Weihnachten verderben, sondern lieber Fischer's strahlendes Gesicht anschauen, der mit Spielzeug bepackt anlangt und eine ganze „Arche Noah, mit Allem was da fleucht und kreucht“ mit herzinniger Freude auf dem Tische ordnet. Zu Jette spricht er würdevoll: „Hier mien Deern is Dien Wihnachtsgeschenk, en bagelneen, echt dütschen Theeketel — de ole is all so swach op de Been, wie de Hamborger Neunerverfassung!“ — Jette ist aber auch zu Hause — sie überreicht dem Manne ein wunderschönes Halstuch, dessen Changeant Alles übertrifft, was je in Hamburg dagewesen und Fischer wagt es kaum, sich damit zu schmücken, „denn dat schient bannig!“ — Christian und Doris treten ein, sie schenken und werden beschenkt; da giebt's Pfeifenköpfe mit Marcus Wühler und der rührenden Inschrift: „Bleiben Sie gesund!“ Kämme und Spiegelchen, Nadelbüchsen und Gott weiß was noch Alles, was herzlich gegeben und eben so herzlich entgegengenommen wird.

Auf der Treppe poltert's wie eine Schwadron Cavallerie, Lise stürmt mit den Kindern herein und all die kleinen Gesellen stürzen sich auf die Arche Noah mit Zubehör laut jubelnd, als Fischer mit donnernder Stimme ruft: „Holt, Keener faat mi en Stück an — erst will ick mal sehn, ob ji ook de Wunsch recht lehrt heft!“ Er steckt sich eine lange Pfeife an, setzt sich behaglich auf dem Stuhle zurecht und nun haspelt Alles die bekannten schönen Weihnachtswünsche ab, wo „Liebe“ sich auf „Triebe“ und nächstes Jahr“ auf „immerdar“ ganz prächtig reimt und wie sie wahrscheinlich schon zu Christi Geburt existirt haben,

wenn auch ohne Goldschnitt und farbiger Vignette von Rosen und Vergißmeinnicht. Bis auf einige kleine Gedächtnißlücken bei den Jüngsten geht die große Declamation sehr brav von Statten, das Publicum klatscht Beifall und nun kommt hervor: Harlekine, schwarzrothgoldene Fahnen (Deutschland ist ja das wahre Kinderreich) Affenspiele, Töpfe und Puppen, die ihr uns Alle vor Jahren beseligt habt und so lange die Welt steht, noch Viele beseligen werdet! Die Kinderchen küssen die Eltern, die Eltern küssen die Kinderchen, und Meister Fischer sagt gerührt zu unserm Freund Christian: „Süh her, datt is en Vergnögen — dar mut manche rike Geldsack sick dat Muul wischen! Denn de Slag Lüüd könt sick an nicks erfreun, weil se datt alle Dag heft, wat bi uns man alle Jahr kummt.“ Das bestätigt Christian durch Kopfnicken und sagt leise zu Doris: „So sall't bi uns ook gahn — wenn wi erst so'n lüttjen Contingent stellt heft! — Die Kinder treten jetzt auch ehrfurchtsvoll auf, sie haben ja schon Monde lang in der Schule für die lieben Eltern gearbeitet und eine große Schlafmütze bedeckt Fischer's Haupt, während die Mutter sich an schönen bunten Hausschuhen und einer gar zierlich und geschmackvoll gehäkelten Tischdecke „nach ganz neuem Pariser Muster“ sattsam erfreut: „Dat is en fixe Pickelhuuf“, meint unser Meister, „de will ick opsetten, wenn de Franzosen kaamt! Denn kniept se ut, as wenn de Dübel achter jem is!“ — Doch vorläufig ist's noch Friede und der Angriff der Familie Fischer richtet sich nur gegen die Karpfen, die mit Meerrettig, Kartoffeln und Butter im Nu verschwinden und um 9 Uhr einer gewaltigen Bowle Punsch Platz machen, bei der die Kinder heute aufbleiben dürfen,

obgleich sie um diese Zeit sonst unerbittlich in's Nachtquartier rücken müssen.

„Schenk flitig in“, tönt des Meisters Stimme, „Wihnachten is alle Jahr man eenmal un so'n Mann wie Christus wesen is, kriegt wi woll vorerst nich wedder, — dat wör de rechte Mann vor uns lüttje Lüüd, de hett dat good meent!“ — „Darum hefft se em ook kreuzigt,“ erwidert Christian und es herrscht eine augenblickliche Stille im Zimmer, von der man so zu sagen pflegt „ein Engel wandre durch die Stube!“ — Es ist der Engel des Freiheitsgeistes, der als Christi Bote am Weihnachtsabend in die Hütten der Armen einkehrt und ihnen berichtet, wie Jesus die Geldjuden aus dem Tempel getrieben — — aber das ist schon lange, lange her und die Schriftgelehrten von heutzutage würden ihn nochmals kreuzigen, wenn er's zum zweiten Male versuchen wollte!

„Dat ward wol mal beter!“ seufzt Christian, und nun wird's bald wieder lebendig, denn das Weihnachtsfest verscheucht Sorge und Herzeleid und erfüllt mit neuer Hoffnung. Die Gesellschaft wird recht aufgeräumt; Meister Fischer erzählt von seinen Wanderjahren so viel Schönes, daß Alle den Mund vor Verwunderung aufsperren, er spricht vom Stephansthurm in Wien und dem Münster von Straßburg, und von den schönen Mädchen in Paris, denn er ist weit umher gekommen in der Welt in seinen jungen Tagen und läßt gern gelegentlich etwas davon merken. Gerade ist er bei einer langen Geschichte von den Schustern in der alten Stadt Frankfurt am Main, die einst das heilige römische Reich retteten, das just sehr im Pech war und die noch heute Degen deshalb tragen dürfen — da

schlägt's zwölf und Christian mahnt seine Doris zum Aufbruch. Er ladet die Familie Fischer zum Sylvester-Abend freundlichst ein, „denn wöölt wi mal Blee geten, un uns recht vergnögt in't nee Jahr rinsliken!" Alles sucht sein Lager auf und Fischer vergißt nicht, seiner Jette einzuschärfen: „Morgen fröh en firen Caffee un vor veer Schilling Krintenklöben dartoo! Wi mööt ja weeten, dat Wihnacht is!" — Wir lassen sie jetzt Alle recht angenehm ruhen und wünschen von Herzen, daß Christi liebevoller Geist bei jedem Weihnachtfeste sich recht wirksam zeigen möge bei Hohen und Niederen, und daß die Uebersatten der Hungernden nicht vergessen, denen doch auch ein Recht auf die Christfeier verliehen. Wenn alle, die sich Christen nennen, nach Christi Gebot handeln, dann ist's gut, aber —nun wollen wir mit Christian sagen: „Dat ward wol beter!" und allen unseren Lesern eine eben so frohe Weihnachtsfeier wie dem Meister Fischer wünschen!

VII. Der Sylvesterabend.

Sylvester ist ein wunderlicher Heiliger und macht die Leute innerhalb wie außerhalb der Hamburger Mauern ganz confus. Sie fühlen, daß schon wieder so ein Stück vom Leben hinweggeschnappt ist vom gefräßigen Riesen, der sich den Gott der Zeit nennt und eine große Sense trägt, und wissen nicht recht, ob sie sich freuen sollen oder nicht. Vorläufig entschließen sie sich aber doch, sich zu freuen (vorzüglich die Nachtwächter, denen ihr Glas Punsch nicht ent-

geht), und unser Christian setzt sich am Nachmittage des letzten Jahres recht in Positur, räuspert sich und spricht zu seinem Weibchen: „Miin söte Deern, morgen is de eerste Dag in't nee Jahr, in düssen hefft de Froonslüüd dat Befehlen in't Huus, dat is noch son ohle Gerechtigkeit, aber hüt Abend heff ick noch dat Resonneeren und segg di man bloß, dat ick Vetter Fischer mit sien Froo nödigt heff, damit wi vergnögt tosamen in't nee Jahr rinpurzelt." — Doris ist schon viel zu gut erzogen, um am letzten Tag im Jahr zu widersprechen, lächelt beifällig und meint: „Ja, mien Chrischan, dato is't Tied, wer weet, ob wi över't Jahr noch lewt, de Keeshöker seggt, nächstes Jahr gifft Krieg un de Franzosen sünd all — in Paris!" — „De verfluchte Theekeetel," platzt der Gatte los, so snackt se ümmer mit d. Froonslüüd un de sünd de neschierig un kiekt gar nich na de Wagschaal un na de Botter — un wenn se to Huus kamt, sünd se anmichelt — un denn is de Krieg erst recht da!" — Wir wollen unerörtert lassen, ob die Käsehöker das neue Kaiserreich und die heilige Allianz wirklich in dieser fein diplomatischen Art ausbeuten, werden uns aber nicht darüber wundern, da bei einem im nächsten Jahre ausbrechenden Kriege nicht nur Butter kaufende Frauenzimmer, sondern noch ganz andere Leute falsches Gewicht bekommen könnten, wenn sie vergessen, zur rechten Zeit nach der Wagschaale zu schauen, auf der das Schicksal Europa's Loos abwiegt, was Jeder sich ausdeuten mag, wie er Lust hat. — Doris hat ihren kleinen Hausstand seit der Taufe, die wir zuletzt erlebten, schon allerliebst geordnet, ein kleiner eiserner Ofen erwärmt das Gemach und dient zugleich als Bratplatz für 2 Pfund Carbonaden, die

ihren Altonaer Ursprung nicht verläugnen können und trotz Christians Bürgereid die Zoll- und Accisecasse durchaus nicht bereichert haben. Christian ruft etwas entrüstet, als er mit Rum beladen zurückkehrt: „Is de Schoster noch nich her, he hett gewiß noch en Paar ole Strümp to besalen kregen, wird aber durch den plötzlichen Eintritt Meister Fischers beschämt, der mit Jette plötzlich im Zimmer steht und sich gebührend zu entschuldigen weiß: „Da köm noch en bannig Stück Arbeit", erzählt er noch ein bischen keuchend, „da köm noch en Cantorschrieber mit groote Vatermörders un Büxen mit Carrees so wiet wi de Hammerbrook, de wull to Ball gahn und har keen Salen ünner sien Stäbeln, bloß de Binnensaal; nee Stäbeln kunn he sick nich köpen, denn he har sien Geld all bi Keiling verkloppt un pumpen wull em ook keen Minsch wat mehr. Wat is da to maken? Ick mußt de olen Stäbeln noch mal timmern, ick heff se neiht un mit Pick utsmeert, un nu geiht dat fast noch een Nacht. Wo ick veer Schilling verlang, seggt he — ick schull em na Neejahr en Reknung schicken!" — Wackerer Fischer, in wenigen Zügen hast Du hier ein Bild „classischer Jugend Hamburgs" gezeichnet, wie es nicht wahrer sein kann, schade, daß solche Bilder auf der permanenten Ausstellung zu aller Nutz und Frommen nicht auch einmal zu sehen sind! Alle lachen über den eleganten Balljüngling mit den geflickten Sohlen und ergötzen sich an dem Gedanken, welche großartigen Redensarten dieser Stiefellose wohl heute Abend noch losläßt, worin er von seinem ungeheuren „Gehalt" einer staunenden Putzmacherin erzählt.

Doch es wird Zeit zum Abendessen, Karbonade und Kartoffeln enden ihr Dasein unter den eifrig arbeitenden

Zähnen der kleinen Schaar und gleich nach Tische beginnt das herrliche Domino, bei dem Doris ihren Christian immer in die Steine zu spielen sucht und dafür leise Nasenstüber empfängt, was Meister Fischer mit dem Ernst der Sache nicht recht vereinbar hält und daran erinnert, daß „Oppassen de Hauptsaak is.“ Doris wird auch für ihren Leichtsinn bestraft, denn um 10 Uhr hat sie ganze 4½ ß verspielt, ärgert sich und wird von den Anderen weidlich ausgelacht, die daran denken, daß viel Glück in der Liebe und wenig im Spiel von Alters her zusammengehören. Der Punsch verdrängt durch seinen lockenden Duft das geliebte Domino, die zwölfte Stunde rückt immer näher und Christian fühlt sich zu einer kleinen Nachrede veranlaßt, die gar nicht schlechter ist, als viele andere, die am Sylvesterabend von hochweisen Herren mit Stern und Band an reichbesetzter Tafel gehalten werden, wenn sie auch ganz anspruchslos auftritt. „Nu is dat Jahr glik ut!“ — ruft er, „wi hest da veel in erleeft. Manche schöne Hund is doodtslaan, dat Assoschatschons-Waaren-Lager is an de Polizei övergeben un slöpt in söte Ruh, de ganze dütsche Flott is verkümmelt, twee Polizei'n hefft en Lusttour na Liverpool maakt un de Staatsanwalt hett de Reform von wegen den neen Kaiser fix kneepen. Ja, ja, da is veel passirt. Min Fro ehr Swester deent op de Raboisen grad över de Wacht, de hett sick leßt Morgens bannig verschrocken. Dar hett immer en Mann mit'n Gewehr op den Posten stahn, mit eenmal is he weg un da steiht en Mann mit'n Knüppel! Gott wie hett sick datt in Hamborg ännert — un de Neuverfassung is noch gar nicht mal inföhrt!“ Da schlägt die Uhr zwölf und ein neuorganisirter Nachtwächter mit

altem Durst tritt in's Zimmer, sagt sehr freundlich: „Prost Neujahr!“ und wird mit einem tüchtigen Glase Punsch erquickt. Meister Fischer meint: „Constabler und Nachtwach blifft sick glick — de echte Hamborger blifft immer de Ole!“ und stößt hell klingend mit ihm an. Jetzt geht aber das Bleigießen los; Alles, was dazu nöthig ist, wird herbeigebracht und jeder beginnt geheimnißvoll sein Werk. Fischer meint freilich, man müsse das gegossene Blei zum Kartenleger bringen, um ganz sicher zu gehn, aber Christian versichert, er verstehe das Prophezeihen so gut wie einer, vorzüglich nach dem Genuß einigen Punsches, der die Seherkraft des Innern bedeutend erhöht, wenn er auch die äußerlich sichtbaren Augen oft etwas „düster“ macht. „Giff man heer,“ sagt er, „mien Großmutter hett mi dat Uutdüden lehrt. Mien Stück is en narsches Ding, en Prük mit'n Zopp — ick warr wol Ridendeener in't nee Jahr!“ — Jetzt reicht Fischer seinen Guß hin; „dat sind luder gele Wotteln un Kartüffeln,“ fährt Christian fort, „dat wart woll den groten Kartüffelkrieg bedüden, wo de kloke Käsböker von snackt.“ Jetzt kommen die Frauen. „O weh, beide hefft se Pickelbuben gaaten,“ tönt Christians Prophetenstimme, „mag dat Krieg geben, so veel dat will, ick nehm keen Soldaten in't Quartier, de kunnen mi gar to licht ünner en Pickelhuuf bringen, de ut Höörn maakt is!“ Alles ist mit Christians Scharfsinn zufrieden, die Frauen kichern natürlich ein wenig, aber sie verstehn Spaß!

Die Hauptsache kommt aber jetzt erst. Jeder muß einen Pantoffel über den Kopf werfen und wenn die Spitze nach der Thür zeigt, so muß er im neuen Jahr sterben — mit oder ohne Doktor, wie er Lust hat. Gottlob, diesmal sind

alle Spitzen nach inwendig gekehrt und vorläufig kann Alles ruhig schlafen, ohne zu befürchten, als Leiche aufzuwachen, wie Fischer treffend bemerkt. Das arme Schicksal wird aber damit noch nicht in Ruhe gelassen, es muß durchaus noch die Nummern angeben, die zuerst im nächsten Jahre gezogen werden sollen. Eine mächtige Schale Wasser wird geholt, ein hamburger Schilling fliegt hinein und heraus, man zählt mit ernsten Gesichtern, und 5, 18, 90 sind das Resultat dieser schwierigen Rechnungsoperation. Besetzt wird's — ob's herauskommt, wollen wir Beide nächstes Jahr schon erfahren, geneigter Leser!

Man rüstet sich nun zur Trennung, da es schon sehr spät geworden. Auf den Gassen wird's auch stiller, die Nachtschwärmer verschwinden und nur hie und da tönt noch aus einem Bierkeller ein lautes Sylvesterlied. Meister Fischer meint, indem er sein edles Haupt bedeckt: „In mien Hoot is ook woll Blee gaten, denn he is bannig swaar op'n Kopp." Kaum kann er in den langen Polkarock gelangen, den Jette ihm von oben bis unten zuknöpfen muß, und die herzlichen Neujahrswünsche, die er reichlich spendet, kommen etwas stammelnd hervor. Aber gut sind sie gemeint und mit frohem Herzen werden sie erwidert. Man scheidet und nimmt sich vor, noch recht oft an den vergnügten Sylvesterabend zu denken, der ohne Glanz und Pracht, aber gewiß froher gefeiert worden, als viele solche Abende in gelangweilter „feiner Gesellschaft", wo die Zeit mit l'Hombre und Boston getödtet wird. Wir lassen jetzt alle sanft ruhen und hoffen, im neuen Jahre dem Christian wie der Doris, dem Meister Fischer und seiner Jette noch manch' liebes Mal zu begegnen.

VIII. Die erste Wache.

Der Mensch ist Staatsbürger, wenn er auch nur Reiz-Schleiz-Lobenstein angehört, und hat Pflichten gegen den Staat zu erfüllen, der so gütig ist, ihm alle Quartal seine Steuern richtig abzufordern und ihn möglichst oft nach Geburts- und Trauschein zu fragen. Auch unser Freund Christian kann sich der süßen Pflicht des Staatsdienstes nicht entziehn und wenn man ihn eben nicht zum Commandanten mit 10,000 ℔. Gehalt macht, so bekommt er doch auch seinen Wachtzettel, um Hammonia Schutz und Sicherheit zu gewähren. Für 2 ℔ könnte er einem andern dies erhabene Geschäft übertragen, aber die sind nicht so auf der Straße zu finden, und schläft die gute Doris auch nicht gern eine Nacht so mutterseelen allein, so muß es doch auf 24 Stunden geschieden sein und zwar vom Sonnabend auf den Sonntag, was für einen Arbeiter noch immer die passendste Zeit ist. „Nimm Di man in Acht, datt se Di nich in't Lock steekt," seufzt die arme Doris, die einen ungeheuren Respekt vor Kriegsgerichten hat, seit ihr Vetter, der versoffene Käsehöker, einmal zu 4 Wochen Arrest verdonnert worden, Christian aber schmunzelt und meint: „so'n Kerl wie ick kennt sien Saak!" womit er anzudeuten bemüht ist, daß noch ganz unbekannte militairische Talente in ihm schlummern. Die paar Kartoffeln, die Mittags übergeblieben sind, werden mit einigem Schwarzbrot verzehrt und nach diesem frugalen Mahl beginnen die jungen Eheleute gemeinschaftlich die blinkenden Waffen zu putzen, in denen Christian bald als Zierde der Hansestadt einherstolziren

soll. Sorgfältig nimmt Christian das Gewehr auseinander, reibt Alles mit Sandpapier ab und spricht so gelehrt über Mutterschraube und Piston, als wenn er in einer lütticher Büchsenfabrik großgezogen wäre, oder den Vorlesungen für Bürgerwehrofffizierr incognito beigewohnt hätte. Doris quält sich am Tschako nicht wenig herum und ruft zuletzt zornig aus: „So'n Schako is doch en dwatsch Ding, unnen so small und baben so breet wie'n Pannkoken, da seet de Hanseaten doch beter in de Pickelhuben uut!" Die letztere Behauptung gefällt Christian durchaus nicht, weniger der Pickelhauben, als der Hanseaten wegen, und er versucht Doris durch die Worte zu beruhigen: „Dat versteihst Du nich, dat is eenmal so Mood von ohle Tiden her un — dat Ohle lett man in Hamborg nich so licht fahren! Datt Leddertüch mußt Du aber mit Bleewitt un Melk witt maken!" Diese letztere feine Wendung weist Doris auf ihr Geschäft hin und nun geht Alles wie der Blitz, so daß Christian entzückt ausrufen kann: „De ohle Kohfoot glänzt wie der Dübel!" Die Mordwaffe wird vorläufig in die Ecke gestellt und am andern Mittag, wo Christian sich Feierabend erbeten hat, wird die neue Uniform angelegt, die als Bürgergardistenhülle gar nichts zu wünschen übrig läßt, der Backenbart gekämmt, der Kinnbart sauber rasirt und Doris muß „en lüttjen in'n Buddel, en Botterbrod un for'n Schilling Cigarren besorgen," damit der saure Feldzug den Krieger mit gehörigem Proviant gerüstet finde. Er sieht sich stolz noch einmal im Spiegel an, brummt: „ick bin doch en fixen Kerl, nu will ick mal sehn, wokeen mi watt dohn kann!" und eilt nach flüchtigem Abschiedskuß auf Doris und des Kindes Lippen dem Sammelplatze zu, da

präcise 2½ Uhr Alles beisammen sein muß. Die Lohnwächter flüstern sich zu: „een neen Gardist, laat uns denn man 'rantrecken," und bald ist Christian so fest überzeugt worden, daß die Rathhauswache, zu der sie gehören, die beste aller ordentlichen Wachen in ganz Europa sei, daß er sich bereitwillig ins hinterste Glied zwischen sie stellt und auf Leben und Tod mit ihnen verbunden sich fühlt. Die Gewehre werden nachgesehn, der Appell wird gehalten, die Sektionen werden abgetheilt und beim dröhnenden Schall von vier Trommeln zieht die reisige Schaar an den Ort ihrer Bestimmung, Christian unter ihnen, der sich als Mann in Uniform so gewichtig fühlt wie noch nie und der Doris das Recht giebt, kichernd zu sagen: „He smitt sick in de Bost, wie 'n solten Heering!" indem sie ihn ganz heimlich von einer Ecke aus beobachtet. Doch bald gewahrt sie Christian, ein gebietender Blick ruft sie zu ihm, als der Lieutenant gerade den Rücken dreht und einer schlanken Spaziergängerin nachschaut, und der Auftrag, einige Bratkartoffeln am Abend nach der Rathhauswache zu bringen, überzeugt Doris, daß der junge Soldat doch nicht ganz von militairischen Gedanken erfüllt sei, wie sie meinte. Die alte Mannschaft wird abgelöst, die neue in's Buch eingetragen und ein furchtbarer Tabackqualm giebt Kunde von der Stätte, auf der ein todesmuthiges Häuflein Hamburger Bürger Alles für die Vaterstadt zu wagen bereit ist. „Wi hefft hüüt en neen Gardisten" brummt auf einmal ein Bierbaß aus dem Hintergrunde, und Christian besitzt zu viel Welt, um nicht augenblicklich diesen Ausruf gehörig zu würdigen und dem „Calfacter" 8 ß für „Köm un Grönen" in lieblicher Vereinigung zu verabreichen. Die Gemüther

werden sehr angenehm durch diese erste rettende That Christians erregt, man erzählt Geschichten von alten, längst verschollenen Wachtgardisten, natürlich auch von dem unsterblichen Kirchhof, der wegen Desertirens vom Posten zum Tode verurtheilt war, zu einer Geldstrafe „begnadigt“ wurde, aber durchaus nichts von Gnade wissen wollte, und hartnäckig verlangte, todtgeschossen zu werden. Seine Beharrlichkeit siegte und er ward des Bürgerwehrdienstes los und ledig, freilich nicht durch eine Kugel — sondern durch Entlassung aus dem Bürgercorps, wie er es sehnlichst gewünscht hatte. Noch viele ähnliche Schnurren werden belacht, bis man zu den Karten greift, um „Hatten-Solo aftokloppen,“ woran Christian keinen Theil nimmt. Er sieht nachdenklich zu, wie die eifrigen Spieler auf den Tisch klopfen — da tönt auf einmal der inhaltschwere Ruf: Wache heraus! alles stolpert über Tisch und Bänke und stürmt hinaus. Christian frägt verwundert: „Kamt de Franzosen?“ — „Jo nich, dat Feldgeschricht ward utgeben!“ — „Ruhig im Gliede“, donnert der Sergeant und das Wort „Rebensaft“ wird geheimnißvoll von Ohr zu Ohr geflüstert. „Warum seggt he nich leber en Pohlschen?“ fragt Christian den Nachbar, der aber keine Zeit zur Antwort hat, weil er auf den Posten muß. Jetzt wendet sich Christian an den Sergeanten, um Aufschluß über seine Dienstpflichten zu erhalten: „Se kaamt op'n Nachtposten,“ spricht der Wachtcommandeur und dreht ernst seinen Schnurrbart. „Se mööt goot oppassen un wenn de Runde kümmt, ropen Se Werda? Un denn maken Se fällt's Gewehr un roopen: Ein Mann vor zum Feldgeschrei, un wenn Se nich dat rechte kriegt“ — „So steek ick den Mann dood! fällt

Christian ein, von Feuereifer entbrannt. — „Ne," fährt der Sergeant sehr ruhig fort, „dat just nich, denn laten Se em nich passiren." Dabei beruhigt sich unser junger Eiferer vorläufig und geht gelassen auf seinen Posten, wo ihm trotz der düstern Nacht nichts Außerordentliches passirt. Kein Liebhaber fremder Kassen versucht den Weg durchs Fenster, kein Betrunkener kömmt in Streit mit nüchternen Nachtwächtern und kein obdachsloser Deutscher begiebt sich in den Schutz der Wache, die sich für Alle mit mütterlicher Liebe zu öffnen pflegt. Er wird abgelöst und versucht ein wenig auf der harten Pritsche zu schlafen, da naht die Runde und so eilig muß er antreten, daß er in Strümpfen das hinterste Glied mit formiren hilft, was glücklicherweise vom inspicirenden Hauptmann übersehn wird, der unsern Christian sonst leicht ganz unangenehm auf die Strümpfe bringen könnte. — Auch der zweite Posten geht ganz gut vorüber, die sehnlichst erwartete Ablösung rückt an, und als Christian um 4 Uhr zu seiner Frau zurückkehrt, sagt er ihr mit lächelnder Miene: „For twee Mark kann man sick so'n Gefahr wie ick se uutstahn heff, all gefallen laten!" „Ja, Du hest good snacken," erwidert Doris, „aber ick blief nich geern so alleen to Huus. Nu laat uns en fixe Taß Kaffee drinken!" Der schwarze Trank aus Arabien, der so viele Feste verschönert, dient auch hier zum Labungsmittel nach den Strapazen des 24stündigen Feldzuges, und Christian wird nicht so desparate Mittel wie der selige Kirchhof versuchen, um vom Bürgerwehrdienst frei zu kommen, denn „uuthollen kann so'n Hamborger Borger so'n Wachttour!"

IX. Ein Besuch im Apollosaal.

Der schöne Apollosaal war früher für den Arbeiter ein verschlossenes Paradies — an dem gerade kein Erzengel mit feuriger Klinge, aber doch ein sehr beträchtlicher Eintrittspreis als Schlagbaum stand; man hörte nur von glänzenden Concerten, prachtvollen Maskeraden u. dgl. mehr, aber den Augen und Ohren des Volkes waren die Räume des Dichtergottes unbekannt und theilnahmlos ging es an den erleuchteten Fenstern vorüber. Seit Keiling's Zeiten hat sich das geändert, Bürgerbälle verherrlichen am Sonntagabend die schönen Säle und Christian darf es wagen, mit seiner Doris in Verein, Complott zu schmieden, das gegen den ehrlichen Meister Fischer gerichtet und darauf berechnet ist, denselben mit seiner Jette zum Ballbesuch zu verführen. Die Sache macht sich bei Jette sehr leicht, trotz ihrer 40 Jahre juckt's ihr noch immer in den Beinen, wenn sie Tanzmusik hört, aber Fischer brummt immer: „Wat sall ick mit so'n Hopphei" und stellt sich als entschiedener Gegner solcher Sonntagsbelustigungen hin. Doch was gelingt nicht weiblicher Ausdauer und einem trefflich bereiteten Leibgericht? Nach manchem wacker abgeschlagenen Sturm sieht Fischer sich genöthigt, zu erklären: „wenn Sündag nich to veel Resters un Achterslicken kaamt, denn will ick Di den Gefallen dohn!" Entzückt theilt Jette diese frohe Botschaft dem Christian und der Doris mit und ermahnt sie schließlich, ja nicht zu spät zu kommen „dat wi ok noch op'n Sopha to sitten kaamt!" Ein Keiling'scher Sopha ist das Ideal für alle Leute, die ihr ganzes Leben lang hart zu sitzen ge-

wohnt sind und solcher giebts genug auf dieser schönen Welt.

Der Sonntag kommt heran, Frau Meier hat Christians Söhnchen in sichern Verwahrsam genommen und hat sich verpflichtet, dem jungen Weltbürger recht fleißig die Nase zu putzen, was bis jetzt noch sein einziges Bildungsmittel ist. Christian selbst, verbirgt unter einem zottelhaarigen John Bull, der aus Kalman's echt-algierischer Niederlage herrührt, einen untadelhaften Frack, wobei natürlich sowohl Vatermörder als Manschetten von beliebter Größe zu verspüren sind und Doris hat sich in ihrem Brautkleide so schön aufzuputzen gewußt, daß man ihr die paar Ehestandsjahre gar nicht ansieht. Meister Fischer bleibt aber unter allen Verhältnissen derselbe, sein langer Schusterrock ist allen Ereignissen gewachsen und enthält Taschen, deren hohe Bedeutung nur bald genug klar werden wird. Jette, die gar nicht so übel heute aussieht, macht verzweifelte Versuche, mittelst einer steifen Bürste wenigstens der Kopfbedeckung ihres Gatten ein salonmäßiges Aeußere zu geben, aber Fischer, der nüchterne Praktikus, ruft ihr bald genug warnend zu; „Boß man nich all dat Haar von den ohlen Hoot af — da sitt so nich veel mehr op!" Die älteste Tochter Fischer's, Elise, wird zur Reichsverweserin ernannt und wird hoffentlich ihre Pflichten mit mehr Glück erfüllen als Johann seligen Angedenkens und die kleine Carawane bricht nach dem Apollosaale auf, aus dem schon lustige Klänge ihnen entgegenschallen.

Leise flüstert Fischer vor der Thür dem Christian zu: „Weeßt Du, ick heff uns fir een in'n Buddel mitnah'm, denn köhnt wi doch mal een lütten mit op de Lamp geten, denn dat Gedränk is düür — een Glas 5 Schilling! Un

denn hefft de Gläs so'n dicken Foot, dar is man een Sluck in!" Fischer sollte wissen, daß das einmal die Natur aller Gläser in öffentlichen Lokalen ist, die sich durch diese interessante Eigenschaft eben von ihren Geschwistern in Privathäusern unterscheiden! „Dat is recht, Vetter," flüstert Christian zurück, „laat dat aber keenen sehn — mien Fro hett ok 8 Rundstück in de Manteltasch mitnahmen, se meent, wi brukt denn man blos en Portschon Thee to vertehren!" Jetzt stehn sie an der Casse: „Entree, meine Herren," schallt's in tiefem Baß ihnen entgegen. „Ick bin man en Schoster," sagt Fischer, „aber dat weet ick von sülben, dat ick hier nich umsünst 'rin kann," und beweist dadurch wiederum seine Unerfahrenheit, die in dem ganz gewöhnlichen Losungswort eines Cassiers, das etwa eben so viel bedeutet, als „Deutschlands Macht und Ehre", einen besondern, an ihn gerichteten Zuruf zu hören vermeint.

Die Finanzfrage ist geordnet, der Cassirer hat gebrummt: „is so bös nich meent," indem er's Geld einstreicht, und ein freudiges Ah! ertönt aus allen Kehlen, als die beiden Familen in den schönen, glänzend erleuchteten Saal eintreten. Es gelingt ihnen, einen Platz auf dem Sopha zu erhalten, und Fischers erste Worte sind: „Ah, hier sitt sick dat doch beter, as op'n Schoosterbuck!" — Christian und Doris schweben schon im raschen Walzer dahin, Jette schaut ihren Mann verwundert an, weil er gar keine Tanzlust zeigt, und fragt endlich etwas heftig, was das bedeuten solle? Er aber zischelt ihr ins Ohr: „Si doch vernünftig — Du weeßt doch, dat ick den Buddel in de Tasch heff, wenn se mi denn twei makt, weer dat en gröter Malheur, as wenn de Tollverein uut Rand un Band geiht!" Jetzt

kehrt Christian athemlos mit seiner Doris zurück, so ist's nie vergegangen, seit den seligen Zeiten des Brautstandes, wo noch die echten Polka's „afpett" wurden, und schnell entschließt sich Fischer, in seinem Hut das kostbare Kleinod zu verbergen, um seiner Jette auch einmal solch Plaisir zu machen. Da fliegt er durch die Reihen wie der Blitz, seine langen Rockschöße wirbeln durch den Staub wie eine Fahne im Pulverdampfe und rechts und links karamboliren unglückliche Paare mit ihm, bis die Hand eines derben Schlachtermeisters ihm einen Damm entgegensetzt, in dem er glücklicherweise seinen guten Nachbar und Gevatter seines jüngsten Kindes erkennt, wodurch aller Zorn gedämpft wird. Die beiden sind sehr überrascht, „sich so nett zu treffen", rücken näher mit ihren Familien zusammen, man ruft mehrere numerirte Kellner nach einander ohne Erfolg, bis eine rettende That des Schlachters endlich No. 10 in den Bereich des Tisches schiebt, bei dem Thee mit Kuchen bestellt wird. Doris beschließt, die vergeblich gerufenen Nummern im Altonaer Lotto zu spielen und erhält darüber Vorwürfe von Christian, dessen Entrüstung aber durch wiederholte Zwiesprache mit der lieblichen Flasche gedämpft wird, der Fischers Hut als Futteral dient.

Die Tanzmelodien tönen immer lockender. „Ick wull, de ganze Welt wör en Danzsalon", jubelt Fischer und setzt sehr egoistisch hinzu: „dat wör good for de Schoosters, denn dat höl fix op de Saalen!" Er freut sich, daß Jette ihren „Schottischen" noch so hübsch tanzt, zieht sich aber vom Kampfplatz zurück, als ein seltsamer Tanz mit allerlei kuriosen Sprüngen beginnt. Christian tanzt denselben, als wäre er dabei aufgewachsen und antwortet auf Fischers

Frage mit dem Stolz eines spanischen Granden: „Dat is en Redowa!“ „Ach herrjees,“ meint Fischer, dem ein ganzer Gasometer aufzugehen scheint: „Dat is en ganz ohlen Trippelwalzer, denn heff ick all danzt, wie ick in de Lehr wör, in Huttel de Nuttel, as de selige Danzmeister Grewe noch da wör — dat nennt se en Redowa! Ick glöf de ganze Welt wart pütscherich!“ So schwindet die Zeit unter allerlei Scherz schnell dahin. Alte Onkels amüsiren sich göttlich im Cotillon den kichernden Nichten gegenüber, reizende Näherinnen begeistern durch ihre Grazie den jungen Käsehöker, dessen derbe Finger sich unwillig in die glatten Handschuhe fassen lassen, besorgte Mütter erlauben den heirathsfähigen Töchtern nur noch eine einzige Extratour zu tanzen, aus der wenigstens sechs werden, weil selbst Dahse das Geheimniß dieser Cotillonsrechnungen nicht begreift — endlich hat auch der Spaß sein Ende und Christian erinnert daran, daß Morgen um 5 Uhr Alles auf den Beinen sein muß. Fischer schlägt sich den Kragen seines Rockes, der den Schößen an Länge vollkommen entspricht, vorsichtig in die Höhe und meint draußen: „Schön is’t doch bi Keiling un billig ok — na nächstes Jahr ward wedder mal danzt, Kinners!“ Doris denkt nicht daran, so lange zu warten und man trennt sich, um Christians Worte: „Wenn de Froonslüüd mal danzt hefft, hefft se den Düwel in’n Liif!“ gehörig zu beherzigen!

X. Das Associations-Waaren-Lager.

Association — wer hat je früher von dem Wort in Hamburg gehört. Es hätte jedem „dwatsch“ geklungen, wie wir Hamburger Kinder sagen und Alles hätt's Maul aufgesperrt, ohne zu wissen, was das kuriose Wort bedeute, wenn nicht das Jahr 48 gekommen wäre, das nun einmal aus der Weltgeschichte nicht heraus zu bringen ist, trotz Pfaffen und Gensd'armen und Zuchthäusern und Galgen! Seit jenem Jahre fing der Arbeiter an nachzudenken und das ist schon viel, und als er nachdachte, fiel ihm ein, er könne seine Lebensbedürfnisse besser und wohlfeiler anschaffen, wenn diese nicht durch die Hände von reichen Zins nehmenden Zwischenhändlern zu ihm gelangten, und da kam er auf das schöne Wort „Association,“ was weiter nichts heißt, als: ich und du und der Nachbar drüben wir halten treu zusammen, um es besser zu machen, als es bisher war. — Da kamen denn, wie Du ja schon lange weißt, lieber Leser, so ein 1200 Familien zusammen und errichteten ein Waaren-Magazin auf Actien und Alles war erfreut über die schöne Waare und den billigen Preis und unser alter Bekannter Meister Fischer, der auch Actionair war, freute sich gar sehr über die großen Erbsen, die allwöchentlich in seinem Topf Parade hielten. „Jette,“ rief er oft entzückt aus: „wat hefft wi nu for schöne Klüten, nu laat de groten Heulers de slechten Waaren selbst vertehren!“ und dabei glänzte sein Gesicht wie ein Vollmond und er ward förmlich fett dabei. Und die Kaffeebohnen — wie wußte Jette die zu loben, sie waren zu schön, und sich fürchtend

vor der Götter Neide, seufzte sie: „Wenn dat man lang duurt!“

Ach, sie hatte Recht! Was kann ein Deutscher ohne Polizei? Mit der steht er auf und geht er zu Bett und wenn er begraben wird, so darf die Polizei ja nicht beim Leichenzuge fehlen, auf daß auch hier „Ruhe und Ordnung“ herrsche. Da mußte Satan Unkraut zwischen den Waizen säen und das Ende vom Liede ward denn richtig von der Polizei gesungen und als Meister Fischer eines schönen Abends das mächtige Polizei-Siegel an der Thür des Magazins erblickte, da rief er wüthend: „Dat is en Görgei-Streich!“ Zu Hause angelangt, setzte er sich auf den Schusterbock und nagelte mit solcher Empörung auf einen Absatz los, daß dieser in unserem Jahrhundert gewiß nicht mehr losgeht und noch zehn Neunerverfassungen überleben kann! —

Aber das Volk ist nicht so leicht vom Baume der Erkenntniß zu verscheuchen, wenn es seine Früchte erst gekostet hat. Unser Fischer und Männer, die ihm gleichen, riefen, nachdem der erste Aerger vorüber war, muthig aus: „Wenn Se uns dütt Magazin verpufft, wi fangt en frisches an,“ und es wird ans Werk geschritten. Der Umstand, daß nach Abzug aller Kosten die Actien des geschlossenen Magazins noch mit 18 Schillingen ausbezahlt wurden, während ihr ursprünglicher Werth nur 16 Schillinge war, zeigt deutlich, wie das Volk selbst besser seine Sache zu verwalten versteht, als alle Hassenpflugs die Finanzen ihrer Länder und flößte frischen Muth beim neuen Werke ein.

Mit Actien will man nichts wieder zu thun haben, aber auch ohne die gehts, und von braven Arbeitern ist aufs

Neue ein Magazin errichtet, bei dem unserm Fischer das Herz im Leibe lachte. „Vetter Krischan," sagt er zu diesem, der etwas mißtrauisch gegen dergleichen Unternehmungen geworden, seit er mit dem alten Magazinsverwalter einige sehr derbe Worte gewechselt, „daer mußt Du mit hen, Junge, da wölt wi uns gode Klüten un Hülsenfrücht halen, denn dat Flesch ward von Dag to Dag dürer un de Heringsbückeln drögt ganz tosahm!" Christian läßt sich überreden und nachdem er gesehen, wird er gläubig und tritt eines Tages zu Doris ins Zimmer mit den Worten: „Hier hest Du en Kaart, damit kannst Du in't Magazin kriegen wat Du verlangst, wenn Du Geld hest, denn pumpt wart nich! Sünnabend wölt wi hengahn, wenn de Lüttje slöpt, un en Büdel bringst Du mit, denn Papier is dühr, un wart nich togeben!" (O wie hübsch könnte Oesterreichs Staatsschatz hier helfen.) Doris ist seelenvergnügt, mit großem Eifer wird Frau Meier herbeigeholt, um Beutel mitzunähen, diese ist ganz entzückt über das neue Magazin, stemmt die Arme trotzig in die Seite und platzt los: „Dat is Recht, wi wöölt de Groten wisen, dat uns Geld ook keen Kattengold is un dat wi uns en lüttjes Bitten regeern köönt, ohne Polizei un ohne Stadthuus un ohne Nachtwächters!" Frau Meier würde das Ideal ihres selbstregierten Staats, bei dem der Haß gegen Nachtwächter in einer unglücklichen Ehe mit einem solchen schätzbaren Individuum seine Begründung findet, noch ins Unendliche ausmalen, wenn Doris nicht drängte und der Sonnabend nicht nahe wäre. Es werden also ein Paar Beutel genäht, so respectabel, daß die ganzen Finanzen eines kleinen deutschen Fürstenthums darin Platz hätten.

Als Christian Sonnabends von der Arbeit heimkehrt und sein frugales Abendbrot verzehrt hat, zieht er die Jacke an, steckt den Kalkstummel in Brand, Doris setzt eine reine Mütze auf, schlägt ein altes Umschlagetuch um, hakt ihren Mann ein und fort gehts zum Magazin, das am kleinen Fleet gelegen, ein längliches Lager bildet, in dessen Mitte eine lange Toonbank sich erhebt, hinter der ein schwitzender Geschäftsführer mit erstaunlicher Gewandtheit die viertel und achtel Schillinge zusammenrechnet und sich niemals irrt. Wirthschaftsbedürfnisse aller Art sind im Lager aufgehäuft, von Butter bis zur Seife, vom Kaffee bis zu den Erbsen. Männer, Frauen und Kinder drängen sich um die Toonbank und Alles macht vergnügte Gesichter, weil gut und reichlich gewogen wird und die Preise sehr billig sind. Die Karte wird vorgezeigt und Doris öffnet ihren Beutel und für 39 ß wandert an Waare hinein, so daß Christian von dem blanken Preußen noch 1 Silberling zu „swatten Krusen" übrig behält. Hoffen wir, lieber Leser, daß dies neue, aus dem Volke selbst hervorgegangene Magazin blühe und fortbestehe, ohne alle Gefährde und Zwietracht, damit Frau Meier Recht behält und hinfüro „de Lüüd sick selber regeert." Die Einigkeit ist und bleibt Hauptsache bei all' diesen Dingen, und Meister Fischer hat es auf dem Heimwege dem Christian gesagt: „Wi mööt uns man sülvst nich in de Haar kamen, denn sööllt de Annern uns wol uut de Prüük blieben!" Mit dieser für Hamburg und Deutschland zu beherzigenden Wahrheit nehmen wir heute Abschied von Dir, geneigter Leser, und hoffen Du wirst uns Recht geben.

XI. Fastnacht.

Viele Dinge im Leben haben einen Namen, der wie die Faust aufs Auge paßt, z. B. der deutsche Bund, der nichts weniger als innig verbunden ist, die „freien" Städte, die zuweilen sehr unfrei erscheinen, und noch viele andere Sachen, von denen wir sogar heute am Fastnachtstage schweigen müssen, der doch so viel Freiheit verstattet. Dieser Fastnachtstag selbst gehört ja auch mit seiner gnädigsten Erlaubniß dazu, denn wenn er Freßnacht hieße, so wär's richtiger und Deutschland wüßte woran es wäre.

Christian weiß die Bedeutung des Wortes besser, als mancher große Gelehrte mit der Brille und sagt am Sonnabend Abend ungemein heiter zu Doris: „Weeßt Du ook, dat öwermorgen Fastnacht is?" — Gott, welche dumme Frage! Hat Doris denn nicht schon seit Wochen all' ihren Scharfsinn angestrengt, um die Einschmuggelung eines geräucherten Schweinskopfes von Altona aus zu bewerkstelligen und dies Vorhaben trotz dem neubesetzten Accisepoften, mit eben so viel Glück als Verstand ausgeführt. Und sogar noch vor der Predigt an einem schönen Sonntagmorgen, um ihr Gewissen nicht allzusehr zu beschweren. Sie tritt stolz vor Christian hin, führt ihn in die Küche und enthüllt vor seinen erstaunten Blicken den herrlichsten Schweinskopf, der je als Opfer der Fastnacht gefallen, wobei Christian den Ausruf nicht unterdrücken kann: „Fruenslüüd weet doch mit Swiinsköpp umtogahn!" was herzliches Ge-

lächter beiderseits erregt. Als nun vollends Doris erzählt, wie das edle Haupt auf der Reeperbahn mittelst eines um die Schnauze gewundenen Bandes unter ihrer Schürze befestigt worden und an diesem curiosen Platze den Augen der Späher entgangen — da verdoppelt sich die Lustigkeit und Christian ruft einmal über das andere: „Wat so'n Swiinskopp for'n netten Platz toletzt kreegen hett, dat hett he sik ok nich dröömen laaten."

Am Montag Mittag dampft der Altonaer Gast in Gesellschaft eines großen Puddings auf dem Tische und Frau Meier hilft den beiden Eheleuten, den Fremdling zu vertilgen, wobei die Erinnerung an die Schürzentour das Mahl doppelt würzt. Nach einem sehr kleinen Viertelstündchen sind die letzten Spuren der Zollumgehung geschwunden und Christian klopft sich auf den Bauch, als wenn er Wunder was Großes verübt hätte: „Nu holl wi et wedder ut mit Eenen, de in acht Daag nicks kregen hett! — Nu will ick erst en bitten dösen un denn geiht de Tour na St. Pauli los!" Dann beginnt er mit echt deutscher Energie zu schnarchen, Frau Meier fällt vor lauter Danksagungs-Complimenten beinahe die Treppe herunter, was eigentlich die richtige Verdauungsmethode für so einen Schweinskopf ist. Doris putzt ihr Söhnchen auf, wie die Pariser den großen Fachstnachtsochsen, mit dem sie Umzug durch die ganze Stadt halten.

Mit einiger Mühe ermuntert sich Christian und die kleine Karawane eilt zu Meister Fischer, der an die drohende Sperre, diesen Plagegeist des Volkes, mahnt und die edle Absicht ausspricht, das Geld lieber zu vertrinken, als so lasterhaft auszugeben. Nur Fastnacht kann Fischer auf so verwegene

Gedanken kommen und seinen Hut von Anno dreißig so schief aufsetzen, wie er's thut. Die beiden Frauen setzen sich jetzt bei der Tasse Kaffee nieder, um von den letzten Einbrüchen ein Langes und Breites zu plaudern. Jette ruft ahnungsvoll den Männern die Warnung nach: „Doch jo nich mit schebe Stäbeln to Huus to kaamen!“ Diese hören schon nicht mehr; Fischer hat schon bei früheren Gelegenheiten seiner Frau die tröstliche Versicherung gegeben: „Ick drink nicks as Grogh von Cognac,“ und glaubt, ihr dies nicht wiederholen zu müssen, denn die Zeit ist kostbar. Vor „Putschenelle's“ Bude wird nur kurze Zeit verweilt; der alte Junge ist jetzt so matt an Witz geworden, als fürchte er das Bundespreßgesetz; desto mehr amüsirt ein großes Ritterspiel im Elysium-Theater, in dem der sterbende Held zum Schluß von der Gallerie noch einen „Heetweck“ zugeworfen bekommt, um zu merken, daß das Leben doch schön sei und die Kämpfe zwischen Türken und Kreuzfahrern im Parterre fortgesetzt werden, wenn auch nur zwischen englischen und spanischen Matrosen, bis die Polizei ein Ende macht und beweist, daß sie Fachnacht eben so thätig ist, wie sonst im Jahr. — Darauf wird gen Altona gepilgert, wo der „Fransche Hof“, die „Stadt Hamburg“, die kleine und große „Hummel“ durchstreift werden, und wo sich Grog von Cognac in Menge, aber doch keine rechte Fidelität findet. „Ne, dat is nich mehr so, wie fröher“, seufzt Meister Fischer, indem er einen Schluck besagten Getränkes zu sich nimmt, — „dat is anners worden! Fröher heet et Fastnacht: „De lustige Schoster,“ oder: „De Dübel s los,“ aber nu glöwt de Lüüd nich mehr an'n Dübel, wenn se nich tofällig fromme Pastoren sind, un mit lustige

Schosters is et ook nich mehr wiet her, se hefft nu so veel Pick!“ Er hat Recht, die freie, frohe Stimmung ist aus dem Volk entwichen, die Nahrungslosigkeit hat die Geister niedergedrückt und die politischen Rückschritte haben auch hier dem frischen Volkssinn Fesseln angelegt, die er unwillig trägt! — Hoffen wir, daß es besser wird, und folgen wir den beiden Fastnachtsbrüdern auf ihrem Rückwege, wo in St. Pauli Christian ausruft: „Na, nu wölt wi ok noch mal bi Puttmeier inkieken.“ Da ist's gedrängt voll von Leuten, die am Fastnachtstage das Glück günstig glauben, sogar auf den Treppen stehen Leute mit Billets zum Lottospiel in der Hand, und ein unglücklicher Teckel, der die so eben wieder errungene Freiheit zu einem Spaziergange benutzen will, vermag es nicht, sich durch die Beine der Glücksucher durchzudrängen und zieht sich, traurig mit dem Schweife wedelnd, in die höheren Regionen zurück. Eine heisere Baßstimme ruft ihr „Silentium!“ von Zeit zu Zeit, das Geld im „Putt“ klappert, man hört Flüche und Gelächter, ein furchtbarer Tabacksqualm umnebelt die ganze Gesellschaft, und Fischer flüstert seinem Begleiter in's Ohr: „Hier mag ick nich dodt sien!“ und zieht ihn eilig in's Freie hinaus.

Draußen hören sie schon das fatale Gebimmel der Sperrglocke und es beginnt ein Lauf, der Zeugniß giebt, wie wenig „scheef de Stäbels“ noch sind; eben zur rechten Zeit schlüpfen sie noch herein, aber Fischer ist beim Zumachen des Thores beinahe ein Bein abgeklappt, wie er sagt, und Christian hat eine dicke Matrone über den Haufen gerannt, die für ihre Enkelchen Porzellangeschirr in einer Schachtel trug, das jetzt ein Opfer der Thorsperre geworden. Schreck=

liches Institut! — wann wirst du aufhören? „Op denn Schreck möt wi erst en lütten drinken“, meint Christian mit Recht und bei Helmers werden „twee Snaps Magen“ zu Gemüthe geführt, die aber wirklich der Schluß der Sitzung werden. —

Viel früher, als die Frauen es erwartet, stellt sich das Paar wieder ein, und wird durch eine kleine Bowle Punsch belohnt, bei der Fischer ausruft: „To Huus is't doch immer am Besten!“ Wir stimmen in diesen Spruch ein und hoffen, daß alle unsere Leser auf den frohen Fastnachtsmontag keinen allzu katzenjämmerlichen Aschermittwoch folgen sehen. Dieser muß nun einmal kommen, aber wir überleben ihn ja doch und singen mit der vergnügten Familie:

Das Leben ist ein Fastnachtsspiel,
Juchhe, Juchhe, Juchhe!
Man geht maskirt in's Weltgewühl,
Und ist vorbei das bunte Spiel,
Dann heißt's: Jetzt Welt Ade!

Doch laßt, so lang noch warm das Herz,
Des Lebens uns erfreu'n,
Wir dürfen uns bei'm Maskenscherz,
Weil wir von Fleisch, und nicht von Erz,
Vor keinem Spaße scheu'n!

Auf trinkt und singt, die Zeit geht hin,
Die Fastnacht ist vorbei,
Auf habt mir heute frohen Sinn,
Denn morgen denkt ihr an Gewinn
Und altes Einerlei!

XII. Der Kartoffel-Ewer.

Lieber Leser, Du wirst einmal von stolzen Fregatten, von leichtfüßigen Schoonern und von von respecteinflößenden Kanonenböten der deutschen Flotte gehört haben. Du wirst, wenn Du Dich ihrer erinnerst, leise seufzen: „O Fischer!" und eingedenk sein, daß Alles vergänglich ist, selbst die Hosen, welche Kalman's Nähmaschine anfertigt, und die jetzt so trotzig vor seinen Ladenfenstern hängen; Du wirst aber süßen Trostes voll werden, wenn Du bedenkst, daß noch ein deutsches Fahrzeug unbekümmert um die Wirren der Zeit mit alter Lebendigkeit über deutsche Wellen hüpft — nämlich der Kartoffel-Ewer. Er hat sich nie politisch compromittirt und die schwarz-roth-goldene Reichsfahne aufgesteckt, die jetzt selbst in Bückeburg für Hochverrath dritter Classe gilt, er hat nie für sich sammeln lassen und den Händen zarter Jungfrauen seine Existenz anvertraut, auch hat er sich weder von Herwegh, noch einem andern Poeten besingen hören — dafür aber lebt er auch noch heute, wie vor 48, frisch und munter, und sein Erscheinen wird mit demselben Jubel begrüßt, mit dem Columbus einst die Küsten jenes Welttheils seiner Mannschaft verkündete, der damals noch nicht viermal wöchentlich durch Hirschmann's menschenfreundliche Mühen via Liverpool zu erreichen war.

Die Frau des Arbeiters hat schon Wochen lang traurige Betrachtungen über die Unergründlichkeit einer Vierländer Tasche angestellt, in welche für jedes Spint Kartoffeln

6 oder 7 Schillinge *) hinabrutschten, und wären Seufzer etwas festerer, verzollbarerer Natur, als sie es nun einmal sind, so hätten selbst jene Riesentaschen nicht Platz genug sie zu fassen, wenn sie mit dem schönen Gelde sich in die pauschigen Behälter verloren. Der schmale Verdienst des Mannes reicht nicht mehr hin, das so nothwendige Nahrungsmittel in genügender Quantität zu schaffen, und es hat schon manches Tischrücken mit Kopfnüssen gegeben, wenn Hannes und Doris sich die lieben Kartoffeln eben so schnell zuzueignen suchten, wie die Russen die Donauländer. Tausend Mal hat man geseufzt: „Wenn doch man erst en Kantüffeleber kummt, denn köönt de Buuern nich mehr so wuchern mit de leewe Gottsgaav!“ und die Juden können nicht sehnsuchtsvoller auf den Messias warten, als unsere Arbeiterfrauen auf das verhängnißvolle Schiff, das sich noch immer nicht am fernen Horizonte zeigt.

Der Messias wird wegen Verweigerung einer Paßkarte wohl so bald nicht kommen, aber der Ewer erscheint denn doch zuletzt. Ein Fußbote wird, sobald das Schiff an der Brooksbrücke gelandet hat, sofort entsandt, um die frohe Mähr zu verkünden. Es ist ein derber Junge mit brennend rothem Halstuch und flachsgelbem Haar, der mit unermüdlicher Lunge, und in den lieblichst wechselnden Tonarten in alle Höfe und Gänge hineinschreit: „Hööööört! Nee Elmshorner Kantüffeln an de Brooksbrügg, dat Spint veer Schilling! Frische Waar!“ Ich glaube, wenn Mazzini plötzlich auf dem Schaarmarkt erschiene, um die Weltrepu-

*) Dies Lebensbild wurde im Jahre der Theurung 1854 geschrieben.

blik auszurufen, seine Worte würden viel weniger Eindruck machen, als dieser Zauberspruch des Flachskopfs, der Alles in stürmische Bewegung setzt. Auf jedem Sahl und in jeder Bude rüsten sich die Hausfrauen. Die eine setzt eine reine Mütze auf, die andere erhöht ihre Reize durch eine neue Schürze, als wenn der Besitzer des Ewers heute großen Gallatag abhielte, eine dritte, die praktischer ist, zählt sehr bedächtig ihre Schillinge nach, ruft ab und zu: „Holt Muul, Stina! Dree un twintig!“ und kommt endlich zu dem erfreulichen finanziellen Resultat, daß der Einkauf von zwei Spint im Bereich der Möglichkeit liegt.

Schaarenweise strömt die Menge dem Ewer zu, der segensreichen Inhalt in seinem geschwärzten Leibe mit sich führt. Ein fürchterliches Gedränge beweist die Nothwendigkeit seines Erscheinens und mehr als ein Fehltritt, begleitet von dem Schrei: „Herrjees mien Been!“ ist die Folge der Ungeduld, welche auf dem schmalen Stege sich übereilt, der vom festen Lande ins Reich der Tugend und der Kartoffeln führt. „Mi erst Schipper,“ schreien zwanzig gellende Weiberstimmen auf einmal, „ick stah hier all so lang, mi erst! ick heff lüttje Kinner to Huus!“ Dem Kartoffelschiffer ist der Kindersegen seiner Kunden augenblicklich sehr gleichgültig, er ruft einer dicken Frau, die am meisten schreit, obgleich sie erst zwei Minuten da ist, phlegmatisch zu: „Grötcn Se de Kinner un fragen Se mal, wat jem de Bäcker von de Geduldskoken vertellt het!“ ohne sich irre machen zu lassen. Er sowie sein Knecht sind schon in Schweiß gebadet, beide haben nicht Hände genug, um zu messen und Geld einzunehmen und endlich schwankt das Fahrzeug so sehr, daß Jochem, der Knecht, sich schon ein-

redet, mitten unter seinen Kartoffeln seekrank geworden zu sein und schmerzlich nach einem Bittern verlangt. „Dummes Tüüg," brummt sein Herr, „meet man ümmer to. Naher findt sick Alles!" Jochem muß sich Gewalt anthun und fortmessen, ein Aufhören würde ihn fast in Lebensgefahr bringen, denn Alles harrt auf seine Orakelworte: „Hier en Spint!" und man versteht heute keinen Spaß. Einige Höker machen diese Erfahrung, als sie auf's Schiff drängen, um auch zu kaufen. „An Hööker's verkööp ick nicks, ick war de Kartüffeln överleidig los!" ruft ihnen der Ewerführer, ein Mann von festen Grundsätzen, zu und noch schlimmer geht's einem großen Vierländerbauern, der 50 bis 60 Spint kaufen will. Ueber diesen Staatsstreich vergißt selbst Jochem seine Seekrankheit und schreit: „Da harst Du woll Lust to, da kunnst Du en düchtigen Snitt bi maken, dat sünd for veer Schilling un denn so söß oder söben wedder in de groote Luftballonbür rinsteken, ne mien Jung, holl Di jo nich op!" und kreischende Kehlen rufen schon: „Smiet em över Boord!" was Jochem jedoch entschieden ablehnt. Da seine Beredsamkeit so angesprochen hat, nimmt er eine kleine Portion „swatten Krusen," den er wohl gegen die Seekrankheit bei sich führt und fährt fort: „De treckt de Lüüd dat Fell över de Ohren. Klagen doht se ümmer, denn regent dat to veel, denn wedder nich genog, denn schient de Sünn to heet un denn kummt man wedder to wenig in Sweet, kort un good, et wör to wünschen, dat Dütschland sick so enig wöör wi de Kantüffelbuurn! Punktum." Jochem spuckt nach diesem pratriotischen Wunsch sehr gewaltsam aus, der bestürzte Vierländer will etwas erwidern, aber der drohende Ruf: „Slaa em

an de Snuut" veranlaßt ihn, dieser russischen Note nachzugeben und dem süßen Traum von 60 Spint zu entsagen. Jochem spreizt ihm die Finger an der Nase nach, was allgemein erheitert und der Ewer ist jetzt leer, nachdem er 1300 Spint den Magen Hamburgs zugeführt. Allgemeines Lob begleitet den wackern Schiffer beim Scheiden, der den Arbeitern ein Beispiel besserer Sinnesart gegeben, als sie leider jetzt gewöhnlich finden und keinen schnöden Wucher getrieben. „Kumm bald wedder," tönt's ihm nach; und dieser Wunsch ist jedenfalls aufrichtiger gemeint, als der, welcher den hohen Häuptern nachtönt, wenn sie ihre „allertreuesten" Städte verlassen!

Am andern Tage wird der Ewer abgeholt und ein voller legt sich an seine Stelle. Aber ach, das Spint kostet hier schon 5 ß, denn der Nachfolger Joachems will mehr Procente verdienen, als dieser kernige Volksredner. Die guten Hausfrauen haben nur einen Tag der Freude erlebt und bald fallen sie wieder in die Hände des Vierländers, der sich durch erhöhte Preise für alle die Drohungen zu rächen weiß, die seine „Luftballonbüren" gefährdeten. Er hat das Geld, also die Macht, und das hättest Du bedenken sollen, guter Jochem, als du ihn reiztest!

XIII. Das Tischrücken.

Christian ist noch immer da und sitzt mit seiner Doris am Sonntag Nachmittag höchst gemüthlich beim Kaffee. Der Sonntag ist ja der einzige Zeitabschnitt der langen,

schweren Woche, wo der Arbeiter auch einmal fühlt, daß er Mensch ist und den Staub so vieler, mühevoller Stunden ein wenig abschüttelt; Christian weiß ihn gebührend zu feiern und das innige Wohlbehagen, mit dem er sein Söhnchen in die volle Backe kneipt, das sehr emsig den Zwieback sich zu Gemüthe führt, hat so recht den sonntäglichen Anstrich, den man in den Gesichtern mancher „frommen" Kirchengänger wahrlich nur zu sehr vermißt. — „Nu mußt Du den Tisch recht blank bohnern," sagt der glückliche Vater nach beendigtem Kaffee, „denn wenn he schön putzt ist, danzt he noch mal so schön." — „Ach wat, dat is man Spoaß," meint Doris, die eben so wenig an das neue Wunder glaubt, wie Alexander von Humboldt, „sall denn de Fahrt würklich hüt losgahn?" Diese Frage wird auf's Ernsteste bejaht, denn jetzt ist kein Rückschritt auf der Bahn der Zauberbeschwörungen mehr möglich, nachdem vier ehrsame Collegen Christians sammt dem Vetter Schuster und seiner Frau feierlich geladen sind, um das Unerhörte mit zu erleben.

Das zieht übrigens auch ungeladene Gäste herbei, denn Frau Meier stürmt herein, will sich vor Lachen ausschütten und erzählt, wie der Tisch, den sie zur Aussteuer bekommen, den Tag nach der Hochzeit schon in's Leihhaus „ausgerückt" sei, da ihr seliger Nachtwächter ein etwas lockerer Zeisig gewesen und schon damals erfolgreiche Versuche im Tischrücken zu ihrem größten Leidwesen gemacht habe. Sie würde jedenfalls, da einmal der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl überwunden ist, die Geschichte mehrerer anderer respectabeln Mobilien an die eben erzählte knüpfen, wenn nicht die vier Collegen sich meldeten, die

nebst Fischer und Gemahlin in fest geschlossenen Colonnen anrücken, um dem verrückten Treiben muthig zuzuschauen, das Doris von einem etwas „gruseligem“ Standpunct betrachtet. „'n Abend, Vetter,“ ruft Fischer, fidel wie immer, „ick heff de Neihmamsell mit ehr Achterstück sitten laten, wenn de Disch danzt, bruukt se nich to danzen, denn verköhlt se sick gewiß nich!“ — Arme Nähmamsell, Du harrst heute umsonst Deiner Tanzschuhe, und der jugendliche Barbiergehülfe in Fuchsens Salon verzehrt sich in vergeblicher Sehnsucht nach Dir und trinkt vor Verzweiflung mehr Grog von Cognac, als der letzte Bericht des Mäßigkeitvereins für zuträglich hält. Und wenn Du dann Krakehl bekommst und am Ende gar hinausgefuhrwerkt wirst, o dann — dann haben die tanzenden Tische an all dem Unglück Schuld.

Die vier Collegen sind stille Leute; sie werden von wissenschaftlichem Eifer getrieben und der Durst nach neuen Erfahrungen ist augenblicklich größer bei ihnen, als der nach Pommeranzen, von welchem schätzbaren Getränk Christian ein Fläschchen bereit hält. Der Tisch ist jetzt blank polirt, Doris stellt ihn mitten ins Zimmer mit den Worten: „So, nu laat em man een afpetten!“ und streichelt ihn ordentlich, wie ein Pferd, das man zum sanften Trab bewegen will. „Du warst Di wunnern,“ belehrt Christian sie, „dar mut erst electrische Minschenkraft oplegt war'n!“ Wenn Doris auch eine dunkle Erinnerung von einer Electrisirmaschine auf St. Pauli hat, die ihr in holder Jugendzeit einmal einen gewaltigen Schrecken verursachte, so ist ihr diese Rede Christians doch noch sehr unklar; indeß beruhigt sie sich bei dem Gedanken, daß ihr Mann das wissen

müsse, denn „de het't ja baarkleen in de Reform lesen!" Doch die Zeit darf nicht unnütz verstreichen, die Collegen werden freundlich ersucht, sich zu setzen und von Christian mit der trostreichen Kunde erfreut: „Et kann in'n höchsten Fall dree Stünnen duuern, eh he in'n Gang kummt!" „Na, dat is en schöne Hüür!" meint Fischer, „so lang to sitten un denn nich natt noch drög!" Die Sache muß sehr überlegt werden und nach längerem Kriegsrath kommt man zu dem Beschluß, daß vier Mann sich um den Tisch setzen und einer das Amt bekommt „en Lütten intoschenken" (nämlich in den Mund, da ja Jeder stillsitzen muß!) — „Froonslüüd un Katten hefft de meiste Electricität!" — bemerkt einer der Collegen sehr scharfsinnig, und so müssen Doris und Jette mit Gevatter Fischer und dem naturkundigen Collegen sich an den Tisch setzen, während Christian die höhere Ueberwachung des Ganzen bekommt, so eine Art Bundespolizei, einer der Arbeiter mit dem Amt des Mundschenks betraut wird und die andern beiden in einer Ecke sitzend ihre Cigarre rauchen und geduldig auf's Wunder harren. Mit großer Feierlichkeit verknüpft Christian die Hände der Sitzenden, ermahnt sie, recht ruhig zu sein und sagt endlich: „Nu is de Keed fertig, nu wöölt wi erst en Lütten drinken!" Eine kleine Dosis des edlen Pomeranzen wird den guten Tischrückern in den Mund gegossen, aber die Damen weigern sich entschieden, so vielen Zuwachs an Electricität in sich aufzunehmen und lassen sich Kaffee eintrichtern, von dem Doris vernünftigerweise noch ein wenig zurückbehalten hat. Man kommt zuerst auf den Einfall, ein Lied zu singen, der Naturforscher beginnt sehr witzig:

„Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb,
Ach, wenn doch der Tisch nur so lange
So fest auf den Beinen nicht blieb!“

Vielleicht glaubt unser Mann durch dieses rührende Lied den Tisch zum Tanzen zu bringen, wie weiland der griechische Sänger Felsen und Bäume, aber jetzt ist das Holz nicht mehr so feinfühlend, wie ehemals und vorläufig rührt sich noch Nichts. Ein College aus der Ecke, der bisher weiter Nichts gethan, als Kautaback ausgespuckt, ruft plötzlich, als wäre ihm eine Gasbeleuchtung aufgegangen: „Ick weet, wi dat am Besten geiht, da mööt nix as Dischers um'n Disch sitten, de kennt he am Besten!“ Man lacht über diesen Unsinn, wobei Doris die Hand etwas los läßt. „Um Gotteswillen!“ ruft Christian, „laat nich los, sünst is de ganze elektrische Strömung verlaaren!“ „Wat, sünd wi denn Strömers?“ fragt Fischer, dessen mildes Temprament durch den Einfluß des Pommeranzen etwas in Wallung gebracht wird. Christian belehrt ihn in sanftester Art über die Natur der „Strömungen“ und wird dabei durch Jette's Ruf: „He rutscht!“ unterbrochen, der die ungeheuerste Sensation macht. Der phlegmatische Mann des Kautabacks aber ruft mit größter Ruhe aus seinem Winkel: „Dat is keen Wunder, de lütte Hannes krabbelt ünnern Disch rum!“ Hannes, Hannes, warum hast Du uns das gethan! Der arme Junge wird tüchtig bei den Ohren gezaust und meint in seiner Unschuld bitterlich weinend: „ick wull em man'n bitten helpen!“ was aber gar nicht so gewürdigt wird, wie ein so menschenfreundlicher Zug es verdient. Zwei Stunden verfließen, in denen die wohlthätig erwärmende Flasche

häufig Umgang hält und wie das Oelkrüglein der Wittwe nie zu versiegen scheint. Ein Gläubiger würde hier schon im dritten Himmel sein, aber wir Weltkinder wissen, daß Frau Meier von Zeit zu Zeit verschwindet, um das Lebenswasser neu einfüllen zu lassen, ohne welches die Geschichte denn doch gar zu trocken wäre. Doris macht schon verzweifelte Geberden, ein unartiger Zögling des Herrn Leidersdorf hat sich diverse sehr störende Turnübungen auf ihr gestattet und es geht ihr so wie den „Herren und Damen vom Hofe" in dem Göthe'schen Faust, sie kann „nicht knicken und nicht sticken, weil sie beileibe die Kette nicht unterbrechen darf."

Auch Christian kann ihr nicht helfen, denn kein Fremder darf die heiligen Stühle berühren, auf denen die Tischbeweger sitzen und so ist sie denn zu einem wahren Märtyrerthume verdammt, das sie mit bewunderswürdiger Festigkeit erduldet, wenn sie auch leise der Jette zuflüstert: „Na, mi sall mal wedder een mit Dischrücken kamen!" Jette ist weniger geduldig, sie will immer abgelöst werden, aber Christian ruft ihr zu: „dat geiht nich, de Strömung is nu in de Reeg un wenn da en annern Strömer twischen kummt, is de ganze Kram verpufft!" Da kommt die Rettung ganz unerwartet, wie so oft im Leben. Meister Fischer, der bis jetzt sehr munter war und von Wien und Berlin erzählte, ist durch den etwas stark genossenen Pomeranzen denn doch zuletzt ein wenig angegriffen worden. Um einige Haltung zu gewinnen und sein europäisches Gleichgewicht wenigstens etwas zu conserviren, hat er die Füße unter den Dreifuß des runden Tisches gesteckt und bewirkt durch diese trauliche Berührung ein beträchtliches Schwanken

der Tischplatte. „Kiek, wi ehr Mann sien Siet all wak-kelt!“ sagt Christian zur Jette, „he mutt all bannig magnetisch sien!“ Darüber erschrickt unser guter Meister so, daß er die Balance verliert, die Hände los läßt und rückwärts mit seinem Stuhle überschlägt, während seine Beine mit treuer Anhänglichkeit am Tischfuß haften bleiben. Ob diese Beine auch magnetisch sind, lassen wir dahingestellt sein, aber die Thatsache ist wahr, daß der Tisch bedeutend durch sie gehoben wird und die Anderen sich genöthigt sehen, eiligst von ihren Stühlen aufzuspringen. Pardautz liegt Fischer mit seinem Stuhl auf der Mutter Erde und mit ungeheurem Gelächter stürzt Alles aus der Stube, während der kleine Hannes aus Leibeskräften schreit: „He kummt, he kummt!“ „Dat is ja en verfluchten Disch,“ meint Fischer, der mit großen Augen das Ungeheuer anschaut, „smitt mie mit samst den Stohl um!“ „Ja, de Dischen verwahrlost hüüt ook wahrhaftig,“ erwidert der Naturforscher, „wi mööt se na Doktor Wichern hengeben!“ So drängt ein Scherz den anderen und Fischer hat sich bald von seinem Schreck erholt. Der vielgeplagte Tisch wird jetzt ordentlich wieder aufgerichtet. Doris trägt ein frugales Abendbrod auf und man scheidet erst spät am Abend mit dem festen Entschluß, wenn man ja wieder einmal das Tischrücken versuchen werde, sich sorgfältig alles Pommeranzentrankes zu enthalten, da dieser so sehr störend auf die „magnetische Kette“ einwirkt. Wir zweifeln aber, ob's zum zweiten Versuche kommt, denn zum Sonntagsvergnügen tanzen die Menschen doch am Ende lieber selbst, als daß sie ihre noch so gelehrigen Tische zur Redowa bewegen. Vorläufig meint Fischer mit Recht, indem er dem Collegen, der in der Ecke saß, den Arm

giebt: „Wenn ick nu good na Huus kaam — so is dat en grödder Wunder, als wenn all de Dischen in Hamborg an to danzen fangt!“

XIV. Die Grünhökerin.

Im Allgemeinen sind Keller von großer Anziehungskraft für kaufende Persönlichkeiten, weshalb auch die Biertrinker von Alters her ihr Paradies unter der Erde suchen und nur hin und wieder durch die Neuerung der Bierhallen sich verlocken lassen. Der Keller hat nun einmal etwas Trauliches und das wissen die Grünhökerinnen am besten, die sich durch keine Macht der Erde aus ihren festen Burgen vertreiben lassen, in die uns auch einmal ein flüchtiger Blick vergönnt sein mag! Vor der Thür ihres Kellers steht, die Arme in die Seite gestemmt, Frau Rummelmann, das echte Vorbild ihrer Genossenschaft, mit rothen Backen, kräftigen Armen und zierlich gefalteter Haube, die Sonntags wie Wochentags in unübertrefflicher Weise glänzt. Die gute Frau hat keine Rosen in ihrem 10jährigem Ehestande gepflückt, ihr Mann war freilich Staatsbeamter, aber einer von denen, die am schlechtesten bezahlt werden, obgleich sie am meisten Scheererei haben, nämlich Nachtwächter. Da hat sie denn schon von Alters her sich mühen müssen, um ihren Schilling mitzuverdienen, und hat's auch redlich gethan, wovon die Schwielen ihrer Hände Zeugniß ablegen. Jetzt ist ihr Sohn Hannes Adjutant; der 12jährige Junge ist nach dem Tode seines vielgeplagten Vaters ein Kerl auf dem Platz geworden und schleppt die Körbe vom

Markte nach dem Keller mit einer Würde, die nichts zu wünschen übrig läßt. Schon dreimal hat er sich tüchtig geprügelt, weil man ihn den „Kleinen" nannte. Heute ist's Sonntag und Hannes schläft ein wenig länger als er sollte, denn darin besteht gewöhnlich seine Hauptsonntagsfeier, mit der er, ohne eine vermittelnde Predigt, die anderen Leuten zum Schlummer verhilft, sehr gut fertig wird. Die Mutter steht ungeduldig auf der Treppe, denn es ist schon halb sieben Uhr, und die Herren Pastoren halten gewaltig streng auf die Kirchenzeit, vor deren Anfang alles Nöthige in den Keller geschafft sein muß, wenn nicht das Vergehen gegen den Himmel eine Geldstrafe auf Erden nach sich ziehen soll. Von oben bis unten liegt die Grünwaare sorglich verpackt, Kohlköpfe und Rüben brüsten sich auf den Börtern, Diele und Kellertreppe sind mit weißem Sand fein säuberlich bestreut, und unsere Freundin läßt ihr Auge mit weit mehr Freude über ihr kleines Reich schweifen, als mancher Fürst das seinige über sein großes, denn Rüben und Kohlköpfe bleiben ewig im Zustande der ruhigsten Ordnung und keine wühlenden Agenten sind zu fürchten, außer den Feuerwürmern, die hin und wieder sehr zerstörende Tendenzen zeigen, aber von Mutter Rummelmann vermittelst der Feuerzange standrechtlich executirt werden — und zwar ohne lange Proclamationen! — Hannes ist aber heute gar zu sehr Sonntagskind; nachdem die weiße Schürze ungeduldig zerknittert worden, stürmt die Inhaberin derselben an das Bett des hoffnungsvollen Sprößlings und ruft höchst energisch: „Nu stah op oder ick hau di mit de Dracht ut'n Bett!" Einer solchen russischen Note konnte Keiner so leicht widerstehen und Hannes weiß den Begriff „Tracht" gebührend

zu würdigen, sowohl als Werkzeug, wie als Maaß des Geprügeltwerdens, da ihm die ersten Elemente der Unterthanenpflicht durch das erwähnte schätzenswerthe Instrument nachdrücklich eingeprägt sind. „Ick mutt mi ja schämen, wenn Jemand kummt," fügt die Mutter hinzu, als Hannes beim Anziehen einige Stellungen entwickelt, die in Keller's lebenden Bildern mit gehörigem Tricot sich recht gut machen würden, hier aber den Unwillen der blühenden Köksch erregen könnten, welche eilends die Stufen herabkommt, um ein paar Köpfe rothen Kohl zu holen. Frau Rummelmann deckt den Sproß ihrer Ehe mit ihrem breiten Leibe und fragt schnell, um die Aufmerksamkeit der Köchin abzulenken: „Wat maakt denn Ihr Madame?" ein Zauberwort für alle Köchinnen, das sie Gott und die Welt vergessen läßt. „Mien Madame," sprudelt die Gefragte los, „de ole Hex, quäst den ganzen Dag. Wat meenen Se woll? Gestern Abend spreek ick mit mien Hanseat en Oogenblick, un worum nich? Woto givt dat fünst Hanseaten? (Frau Rummelmann nickt sehr beifällig bei dieser friedensfreundlichen Frage.) Wat hett da de Oolsch schullen — wie en Kröpel! Ick heff ehr dat aber geben! Wat meenen Se, Madame, heff ick seggt — jeder een kann keen Officier in'n Pavillon an de Eimsbüttler Chaussee rantrecken — unser en mutt sick mit'n simpeln Soldaten tofreeden geben! Dat hett draapen!" Frau Rummelmann ist vor Entzücken außer sich, sie streichelt der Köksch die Wangen, und erfährt eine lange Geschichte von Officieren, weißen Uniformen, die an unrechter Stelle hängen geblieben, Käppis, die unter'm Sopha hervor gerollt, und mehr dergleichen prächtigen Siebensachen, aus denen ein modernes Zauberstück für das

Thalia=Theater zu machen wäre, wenn nur ein Wollheim sich fände. Beim Scheiden ruft sie ihr zu: „Dat is recht, wat deist Du bi so'n Deubel, den Groten speelen, dat mögt se un de armen Deerns kunjoniren. Kumm bald wedder, mien söte Deern!“ — Sie läßt das eben empfangene Geld in eine große Tasche unter der Schürze hinabrutschen, und knixt höchst freundlich vor einer corpulenten Dame, die keuchend angelangt, um etwas Suppenkraut nebst einigen Eiern zu kaufen. „Ehr Kökſch is doch nich krank?“ fragt Frau Rummelmann, erstaunt über den seltenen Besuch. „Krank ist sie nicht,“ erwiderte die dicke Dame, „aber ich gehe lieber selbst — denn eh solch ein Mädchen wiederkommt, wenn man sie irgendwo hinschickt kommt das jüngste Gericht!“ — „Ja, ja, da hefft Se recht, sludern un de Madame schlecht maaken, dat is de Deern ehr Bestes, eben weer hier ook so een, ick will se nich nahmkundig maaken, de heff ick aber op'n Draff brocht!“ — Die Madame freut sich, so viele gesunde Vernunft in einem Grünhökerladen anzutreffen und erzählt ihrem Manne jedenfalls am Mittag, wie hübsch es doch sei, selbst einzukaufen, und so „manche schöne Seiten des Volkscharakters“ kennen zu lernen, was diesem dann wieder zu einem salbungsreichen Vortrag über die „Hebung der unteren Klassen“ in der nächsten Sitzung des Vereins für patriotische Zwecke Anlaß giebt. — Eine blasse Frau naht sich und bittet, ihr noch ein Spint Kartoffeln auf Borg zu geben, sie ist sehr unglücklich, weil ihr Mann ihr durchgegangen, um in Amerika sich neues Glück zu suchen. Erst brummt Frau Rummelmann: „ick krieg mien Waar ook nich umsünst!“ aber sie läßt sich doch bewegen, die Kartoffeln einzuschütten und giebt Hannes einen

Puff, der furchtbar über die Leute raisonnirt, „de alles op'n Knüppel nehmen", und die philosophische Bemerkung hinzufügt: „unner de lütten Lüüd gifft dat eben so good Bedregers, wie unner de Rieken!" — Jetzt wimmelt's von eiligen Kunden, die eine fordert rothe Beete, die andere „vor'n Sosling in de Supp," die will Kohl, die Kartoffeln und Hannes muß sich mehr rühren, als ihm lieb ist, denn die neunte Stunde rückt schnell heran. Frau Rummelmann mißt Kartoffeln und spricht beständig dabei; zu der einen sagt sie: „dat is mal koolt hüüt", zu der andern: „schön Wedder", zu der dritten: „dat is mal warm, mi sweet all so", so daß der selige Wetterprophet Stiefel an diesem Weibe ganz irre geworden wäre. Endlich schlägt es 9 Uhr, Hannes schließt eilig die Thür. Die Geschäfte werden höchstens noch im Verborgenen fortgesetzt, wohin wir eben so wenig dringen wollen, wie hoffentlich eine löbliche Polizei, die Sonntags auch ein wenig ruhen mag!

Die Tasche unter der Schürze wird immer wieder voll, so oft sie auch geleert wird, und schöne Staats-Prämienscheine werden gekauft, Hannes bekommt einen braunen Gehrock und Amorsflügel, nicht lange dauert's, so ist Frau Rummelmann Besitzerin eines Erbes und wer weiß, ob Hannes nicht nach ein paar Jahren an die Börse geht und dem Cours der Spanier nachfragt, den die keusche Isabella so nett zu verändern weiß. — Ein Grünhökerkeller ist schon mehr als einmal eine Schatzgrube für solide Leute geworden!

XV. Der Schenkkeller.

Fast wie eine alte Sage liegt die Zeit hinter uns, wo die Mäßigkeitsvereine jenen welthistorischen Crawall erregten, der das alte Johanneum zum Schlachtfelde und Hamburg zu einem Gegenstande europäischer Berühmtheit machte, wie jetzt die orientalische Frage die gute Stadt Konstantinopel. Die „Mäßigkeitsschenken" mit ihrem Kaffee und den geschmierten Rundstücken gehören in das Reich der Mährchenwelt, und der Schenkkeller ist längst wieder in seine alten Rechte getreten, aus denen er eigentlich nie verdrängt war, was auch die Apostel der Mäßigkeit sagen mochten. Wir wollen heute einmal solch einen Keller betreten, denn er spielt eine große Rolle im Hamburger Volksleben — ob immer eine erfreuliche, das wirst Du Dir selbst sagen, lieber Leser! —

Es ist Sonnabend und schmunzelnd steht der dicke Wirth mit der weißen Schürze vor der Thür seines Kellers, zu dem etwas abgetretene, aber mit weißem Sande sehr reinlich bestreute Stufen hinabführen. Dieser Sand muß häufig genug erneuert werden, wie Deutschland's Bundescasseninhalt, denn schon manches Denkmal, wie der überladene Magen es der Nachwelt zu setzen pflegt, ist auf ihm errichtet worden, und seine unschuldige Weiße zeigt deutlich, daß es noch früh am Tage ist. Unser Freund Christian schreitet mit seinem Collegen Hannes dem Keller zu; auch er will einen „Lütten" nehmen, der am Ende der Woche

nicht schaden kann, wenn ihn auch Doris für höchst entbehrlich hält, und von Schutzmitteln gegen die Cholera ebensowenig etwas wissen will, wie die neueste Schule unserer Aerzte. „Wi möt enen to Gemöth nehmen," sagt Christian, indem er den Dicken traulich auf das Bäuchlein patscht und dieser steigt mit den beiden ersten Gästen freundlich die Treppe hinunter, da er weiß, daß heute der Wochenlohn in den Taschen der Arbeiter ruht und seinen Weg theilweise in die seinigen findet, welche gut ausgepicht sind. Er hat seine Hemdsärmel nicht umsonst aufgekrämpt, denn mit rüstiger Gewandheit manövrirt er zwischen seinen Börtern umher, auf denen Kruken prangen, deren Vorderseite ein weißes Herz trägt. Daß die Inschriften „Kümmel, Magen, Wermuth, Citronen, Pommeranzen u. s. w." allen Gästen recht sehr zu Herzen gehe ist keine Frage und somit ist die Verzierung durchaus gerechtfertigt. Gläser vom verschiedensten Kaliber bis zum großen „Barmbecker", dem 84-Pfünder des Kellers, hinauf, stehen in Reih und Glied, einige Invaliden mit zerbrochenen Füßen erzählen sich im Hintergrunde von der letzten Völkerschlacht, welche „Hamburg bei Nacht" zu erleben die Ehre hatte.

An den Wänden hängt Robert Blum und Louis Napoleon, die Schlacht bei Kolding und die Wadenprobe, ein Verzeichniß der in Altona zuletzt gezogenen Nummern (jetzt nur noch eine wehmüthige Erinnerung an die schöne Vergangenheit) und eine Thorsperrtabelle, leider noch immer zu sehr Gegenwart! und ein Katholik würde sich auch noch über Pius **IX.** freuen können, der sein dickes, heiliges Gesicht freilich von gottlosen Fliegen ziemlich stark mitgenommen sehen mußte, die ihre sterblichen Reste

nirgends besser los zu werden wußten, als auf seiner Nase. Hinter der Tonbank hängt eine schwarze Tafel mit räthselhaften Zeichen, die fast wie hebräische Buchstaben aussehen, aber weit mehr bedeuten, nämlich das Pumpregister säumiger Zahler, nur dem Dicken verständlich, der oft mit dem Seufzer: „en Tiid lang steit he all!“ zu dem oder jenem krausen Schnörkel emporblickt, welcher sich nicht in klingende Münze verwandeln will. Ein Tisch mit weißem Laken trägt Heeringe, Maulsalat und gekochte Eier in brüderlicher Eintracht versammelt und reizt den Appetit derer, die nicht blos für den „Lütten“ Sinn haben, sondern auch gerne etwas feste Kost genießen, zur nöthigen „Unterlage.“ Ein langer Tisch mit zwei Bänken vervollständigt das Ameublement; ersterer dient den „Nachrichten“, der „Reform“ und dem Theaterzettel zum Ruheort, die alle drei wild zerknüllt sind und durch ihr strapazirtes Aussehn das Interesse verrathen, mit dem sie gelesen worden.

Der Begriff eines „Lütten“ ist wunderbar groß und weitgreifend. Kaum sitzen unsere beiden Freunde am Tische neben mehreren Gästen, die sich eben zu ihnen gesellt, so tönt der Ruf „twe lüttje Köm“, „twe lüttje Beer“ aus Christian's und Hannes Munde in vollem Klange und das Gespräch über „düre Botter und lüttje Kringels“ gewinnt an Lebendigkeit. „En lüttjen Pommeranzen“ schreit ein breitstämmiger Nammer, der zugleich mit der Frage: „Wat bin ick schuldig?“ einen Preußen klingend auf die Tonbank wirft. Der Dicke schaut zu den Kratzfüßen empor, legt den Finger an die Nase und nach längerem Sinnen erhält der Pommeranzenfreund, dem jetzt wirklich etwas bitter zu Muthe wird, die Hälfte des Geldstücks in kleiner Münze

zurück. „Dat sünd Dalers hüttodag!“ ruft er aus, als wenn die Silberlinge auch kleiner geworden wären, wie die Rundstücke und größer werden müßten wie sein Durst und setzt sich in eine Ecke, nachdem er seine Weltverachtung durch einen zweiten Pommeranzen noch zu kräftigen gesucht.

Christian hat mit Hannes jetzt einen lebhaften Streit über die Kornfrage begonnen, wobei sich ein hagerer Musikant ins Gespräch mischt, der aussieht wie eine Pickelflöte und Louis Napoleon entschieden zu protegiren scheint. „De Mann weet, wat he will“, ruft er, „as ick noch in London bi de königliche Kapell wär, hett he Abends mal to mi seggt: Meier, Se fleiten hübsch; aber wenn ick mal fleit, kummt dat noch anners!“ — Man ist die Räubergeschichten Meier's schon gewohnt und lacht herzlich über die neue, die er auftischt und die damit schließt, daß er, Meier, stets der Meinung war: „bi de düren Tiden mutt man Liev un Seel tosamen hollen,“ was er durch eine neue Auflage von „Magen“ mit allzugroßem Erfolge versucht.

Der Strom steigt und es wird sehr voll: „Mi en lütten Kööm un Peper — mi en lütten Rum — mi en lütten Reichsverweser (ein biederer Schnaps, der die einzige bleibende Errungenschaft des Jahres 48 zu nennen) — mi en lütten Grönen!“ — So stürmt's durcheinander und der dicke Wirth muß seinen kleinen Claas, einen Neffen aus Buxtehude's gesegneten Fluren, zum Adjutantendienst beordern, welcher mehr als ein Glas verschüttet, und sowohl vom Onkel, wie von den Gästen, mit den nöthigen Püffen weidlich regalirt wird. Am Ende des Tisches sitzt eine Gestalt, die in ihrer Nase ein ganzes Kupferbergwerk führt und beständig betheuert, „dat dat schrecklich mit de Krank=

beiten" im Septembermonat ist, auf Christian's Ermahnungen, nicht zu viel zu trinken, aber ruhig erwidert: „Ja, ick will en anner Leben anfangen; dat Geld, watt ick fünst versaapen heff, dar will ick mi leeber Brannwien for kööpen!" Er lacht dabei selbst am meisten über seinen Humor, der ihn bald genug in jene vier Bretter führen wird, die keine Bezahlung für's Nachtlager nöthig machen, welche ihm auch heute schwer fallen möchte, da bald der letzte Schilling für's „andere Leben" aufgegangen ist.

Siehe, da öffnet sich die Thüre und es erscheint eine fabelhafte Person mit altspanischem Kragen und Pumphosen, ein ehrwürdiger Reitendiener, der so eben vom Dammthor zurückgekehrt ist und vor dem Nachhausegehen die Wehmuth über das Loos alles Sterblichen, dessen Hinfälligkeit er bei'm Leichenzuge eben bemerkt, durch einen „Pepermünt" gelinde dämpfen will. Er bleibt würdevoll an der Toonbank stehen, reibt sich die Nase und sagt bloß: „Dat wör en schöne Liek!" worauf er sich eiligst entfernt, ohne die Fragen des Wirths hinsichtlich des Leichenschmauses näher zu beantworten. Die Gäste sehen ihm nach wie einem Kometen oder einer anderen seltsamen Naturerscheinung, bis Christian die treffende Bemerkung macht: „Dat leewt sick ganz good in de Pumpbüxen!" und dem Gespräch eine neue Wendung giebt, die sich mit der beneidenswerthen Stellung eines Reitendieners beschäftigt. Der mißmüthige Nammer fordert mit den Worten: „darto har ick all tein Mal kamen kunnt" einen dritten Pomeranzen und stellt dann weiter düstere Betrachtungen über seine verfehlte Carriere an.

Es wird spät und die Stube leert sich. Der Dicke nickt schlaftrunken hinter seiner Toonbank, denn auch er hat

manchen „Lütten“ probirt, um sich zu überzeugen, daß das Getränk seinen Gästen nicht schade und wünscht, es wäre Schlafenszeit und Alles wär' zu Ende. Christian und Hannes sind längst als vernünftige Menschen nach Hause gegangen und Doris darf heute nicht schelten, denn der Wochenlohn ist sehr wenig geschmälert. Nur einige alte Häuser, unter denen vor allen Napoleons Freund, der „Fleiter“ Meier, wollen nicht weichen, noch wanken. Letzterer, sehr schwankend auf dem Fußgestell, erwidert die Mahnung des Wirthes, sich endlich zu drücken, mit einem Schlag auf die Toonbank, der den kleinen Burtehuder mit Entsetzen erfüllt und die Gläser erzittern läßt. Er verlangt mehr und kann nicht bezahlen. Wüthend ruft der Dicke: „Ick seg Di, Pankoken, wenn Du nich ruhig büst, sett ick Di an de Luft!“ und die That folgt dem Worte mit Blitzesschnelle, obgleich Meier mit Löwenstimme brüllt: „Junge, Du mußt weeten, datt Du mit een Muskanten to dohn hest!“ Auf der Treppe angelangt, merkt er, daß „ernst das Leben, heiter ist die Kunst“ und rettet sich nur mühsam vor dem rächenden Arm des Constablers, der ihm auf der Pferdemarktswache Muße zum Studium der Tonleiter verschaffen will.

In ähnlicher Art werden einige andere Widerspenstige befördert, bei deren Transport der Dicke respectable Kraft entwickelt. Sie nehmen das nicht übel, denn sie sind's so gewohnt. Sobald die Luft rein, schließt unser Wirth seine Thüre, zählt seine Einnahme, giebt dem Burtehuder einen neuen Rippenstoß als Schlaftrunk und begiebt sich selbst zur Ruhe, um von zukünftigen Tagen zu träumen, wo er „sich zur Ruhe setzt“ und selbst als Gast seinen „Barm=

becker" zu sich nimmt. Das passirt oft genug und glückliche Enkel können behäbig lächelnd in späteren Jahren sagen: „Wo wi datt her hefft? — nu, uns Großvatter is ja een Kellerweert wesen, da hefft wie von arfft!" — Und mit dieser Betrachtung wollen auch wir diesmal den Keller verlassen, den wir vielleicht noch einmal an einem Tage betreten, „wo wat Besonderes los is!"

XVI. Ein Sonntagsvergnügen.

Unser alter Freund Christian ist noch immer nicht nach Australien ausgewandert, sondern erfreut sich nach wie vor der Existenz auf dem Kattrepel, wo er seit dem letzten Wohnungswechsel seine Residenz aufgeschlagen hat. Des Wochentags muß er sich nach wie vor weidlich placken, aber am Sonntage ruht er sich eben so gut aus, wie der Herr der Schöpfung, als er ansahe, was er gemacht hatte und Alles gut fand, was ihm heutzutage etwas schwer werden möchte. Doris will ihm sogar den Kaffee ans Bett bringen, aber das klingt ihm doch gar zu türkisch bequem und er erhebt sich mit einigen akrobatischen Streckversuchen um bei einer Pfeife Taback den würzigen Trank zu schlürfen und seiner Frau aus der „Reform" die „Todsünden" vorzulesen. Die Lebensgefährtin strickt sehr eifrig dabei und Frau Meyer, die uns wohlbekannte Nachbarin, unterbricht plötzlich, in die Thür getreten, die Lectüre durch die bedeutungsvollen Worte: „Nee, wat datt unner de Groten doch for slechte Kerls gifft," als die Scene vorkommt, in der

der heilige Consul Malchen in einer Bordellwirthschaft unterbringt. Sie benutzt die Sonntagsmuße, hieran eine lange Geschichte von einem Russischen Officier zu knüpfen, der sie Anno 13 entführen wollte, aber an ihrer Tugend so kräftigen Widerstand fand, daß er verzweiflungsvoll von dannen zog und sich einer unverbürgten Sage zufolge in der nächsten Schlacht freiwillig mit einem Pulverwagen in die Luft sprengen ließ. „So leef hett he mi hatt!" schließt die romantische Erzählung und der kleine Hannes staunt die Vielgeprüfte mit offenem Munde an, ohne zu begreifen, weshalb sie so erregt sei. Unterdeß sieht Christian aus dem Fenster und meint: „Dat Wetter is gar so schön hüüt, wi mööt Namiddag en bitten utgahn," was bei Doris und Frau Meyer schnellen Anklang findet, welche nach kurzer Debatte einen Gang „na de hoge Luft" als zweckmäßig erachten und schleunig alle Vorbereitung treffen.

Doris setzt gleich den Topf auf, der das heutige Mittagsmahl liefern soll, Christian putzt Stiefeln, Hannes beschäftigt sich mit einem Drachen, der einen ungewöhnlich teuflischen Bullenbeißerkopf auf seiner weißen Fläche zeigt und heut Nachmittag noch höher steigen soll, als jetzt die Papiere bei den Friedensaussichten; Frau Meyer kräuselt eine Haube, die dieser Zierde ihres Geschlechts erst die rechte Würde verleiht. Sie ist sehr mit sich zufrieden, weniger Doris, die kritische Blicke auf ihren Strohhut wirft und leise vor sich hinbrummt: „Een mal geiht dat woll noch; an en neen is bi düsse düre Tiden noch nich to denken un de mi dar nich mit sehn mag, mut wegkieken!" Die Mittagsmahlzeit naht, heute giebt's Fleisch, ein durch das stolze England jetzt sehr selten gewordenes Vergnügen, und

Hannes muß zahlreiche Ermahnungen „nich to hastig to slucken“ mit in den Kauf nehmen. Die kleine Karawane setzt sich dann in Bewegung, Hannes mit dem Drachen voraus und Christian mit Kaffee, Zucker und einer Flasche Milch gehörig beladen. Ein Stationsplatz ist der Laden des dicken Bäckers auf der Esplanade, der, während er seine Maulschellen verkauft, furchtbar über die theuren Kornpreise klagt und von Frau Meyer die beruhigende Antwort erhält: „Na mien Jung, wenn de düre Tied noch ümmer so utsütt wie Du, denn geih't noch an!“ Der Dicke aber hüllt sich in sein natürliches Pflegma und seinen „Platen“ und studirt weiter den Comödienzettel, der ihn mächtig zu fesseln scheint.

Kaum ist man vor dem Dammthore angelangt, so taucht einer jener unermüdlichen Fuhrleute auf, die einen für 4 ß an's Ende der Welt fahren und immer „glick fertig“ sind, aber eben so lange zu ihrer Fortbewegung brauchen, wie die orientalische Frage. Sehnsüchtige Blicke werden freilich nach dem Wagen geworfen, auf dem sich erst ein junger Barbiergehülfe mit seiner in einen gelben Shawl gehüllten Dulcinea befindet, die vom Kutscher als „en ganzen Barg Passagiers“ in kühner Redebewegung bezeichnet werden, aber wichtige finanzielle Bedenken verbieten es, sich dem süßen Traume hinzugeben und man wandelt weiter. Der schöne Weg tröstet leicht für den Fußmarsch, auf dem Hannes mit sämmtlichen Hunden anbindet, welche in dem Bullenbeißer auf dem Drachen einen gefährlichen Concurrenten ihrer Sonntagsthätigkeit zu finden scheinen. „Welch' ein lebendiger Junge!“ äußert eine vorüberrauschende stattlich gekleidete Dame, die aber von Frau Meyer mit den

Worten: „En wilde Hummel is he!“ entschieden corrigirt wird, da solche Lebendigkeit nach ihren Begriffen nur durch einige Kopfnüsse zu belohnen ist. Das Ziel ist erreicht; auf einem Tische, der zahlreiche Namensinschriften früherer Besucher trägt, breitet Doris ein weißes Taschentuch säuberlich aus und „Krintenklöben“ wie Maulschellen enthüllen sich vor den freudigen Blicken der Auswanderer, welche die Naturreize mit diesen Elementen vermischt, am besten zu genießen wissen. Es ist heute sehr voll auf der „hohen Luft“, drinnen im Saale hört man die Pepitatänze rauschend erklingen und Doris würde gern ein Tänzchen wagen, wenn die Hitze nicht so groß wäre. Sie läßt sich darum am himmlischen Gesange eines sehr gelben Weibes genügen, die in der Mitte des Gartens, neben einem starkknochigen Jüngling von zweideutigem Aeußern aufgepflanzt, das deutsche Lieblingslied „Zwei Augen so blau!“ auf der Guitarre so schrecklich schön begleitet, daß selbst Hannes bewogen wird, sich mit seinem Bullenbeißerdrachen recht eilig zu entfernen. Der Jüngling singt nicht mit, sondern öffnet nur zuweilen den Mund, wie ein nach Luft schnappender Karpfe und betreibt das interessante Geschäft des Sammelns. „Du hest woll ook all mannigmal twee blaue Oogen an so'n Sünndagnamiddag kregen“ meint Christian, indem er ihm die Gabe reicht, und der Minnesänger blickt wehmüthig lächelnd nach Oben, als ob der Himmel seine Harmlosigkeit bezeugen sollte.

Es nahen alte Bekannte; man rückt in der Laube zusammen und bei „echten Havanna Cigarren avec du feu!“ von denen ein buckliger Verkäufer mit der ihm eigenen Menschenfreundlichkeit 6 Stück für einen Schilling abzu-

lassen geruht, werden behaglich die Ereignisse der Woche besprochen. Da geht es über die theuren Kornpreise und über die kranken Kartoffeln her und ein flotter Maurergesell mit ungeheurer Halstuchschleife, der soeben aus Kopenhagen angelangt ist, weiß so haarsträubende Geschichten von der Cholera zu erzählen, daß der häufige Genuß des Bittern, dem er noch ergeben sich zeigt, durchaus zu entschuldigen ist. Hannes kommt mittlerweile schreiend herbei, sein Luftgeschöpf, das er auf einer angrenzenden Wiese steigen lassen wollte, ist ihm von einem hartherzigen Milchbauern confiscirt, der solche Volksvergnügungen auf seinem Territorium nicht dulden will. Der Maurergeselle als gewandter Redner wird als Taube des Friedens abgeschickt und nach einigem Harren kommt er denn auch statt des Oelblattes mit dem Drachen zurück, der freilich durch die völkerrechtliche Streitfrage an seinem Schweife eine kleine Einbuße erlitten hat. „Dat kummt von all dat Speelkram!“ bemerkt feierlich Frau Meier, während Hannes sich verdrießlich in eine Ecke kauert und die „prahlerische Bestie des Besitzes,“ um mit Professor Leo zu reden, in der Person des Milchbauern leise verflucht.

Sowohl der am Himmel drohende Regen, als auch die Thorsperre drängen jetzt zur Rückkehr, denn Christian sagt: „keen gröttre Sünn kann de Minsch dohn, as Dohrsperr betahln. For jeden Schilling Sperrgeld mutt man 8 Daag for de Himmelsdöhr stahn!“ Mit den Schwärmen der Rückkehrenden begiebt sich auch unsere Familie auf den Weg; es beginnt zu tröpfeln und Doris zeigt mehr Angst für ihren Strohhut, als man hätte erwarten sollen, während die vorsichtige Frau Meier ein großes geblümtes

Taschentuch, das sie zu diesem Zwecke mitgenommen, über ihre kostbare Haube bindet. Schon von weitem hört man die Sperrglocke bimmeln, athemlos drängt sich Alles durch's Thor und erst, als dieses passirt ist, ruft Christian: „Gottlof, nu wölt wie uns en bitten verpußen!" Auf einer Bank im Jungfernstieg wird noch Platz genommen und da der Regen aufgehört hat, genießt man noch den schönen Abend nach Herzenslust. Die ganze Tour hat nur 12 ß gekostet und Christian hat Recht, wenn er nach Hause zurückgekehrt, sagt: „Dat Vergnögen bruukt nich düür to sien un is doch groot noog." — Die grünen Fluren, die duftenden Blüthen und die erquickende Luft haben wieder Stärkung für die ganze nachfolgende Woche verliehen, die in Schweiß und Arbeit hingeht. Möge man dem Volke diese harmlose Sonntagsfeier nicht verkümmern; sie erhält sein Gemüth reiner und frischer als das frömmelnde Kirchenwesen, das in England nur dazu geführt hat, den Arbeiter Sonntags im thierischen Rausche ganz verkommen zu lassen. Wir wollen uns ein freies und lustiges Volk erhalten und dazu bedarf es eben der Freiheit, die bisjetzt auch Gottlob in unserem Hamburg keiner albernen Sonntagsfeier zum Opfer gefallen ist.

XVII. Die Zeugmangel.

Wenn sich zwei Personen an ein Holz stellen, die Finger kräftig aufdrücken und gehörige Ausdauer haben — um Gotteswillen, laß mich los! höre ich schon den geneigten

Leser schreien, da kommt der Kerl wahrhaftig wieder mit den verrückten Tischen, die uns jetzt auf Weg und Steg verfolgen. Beruhige Dich, Du armer, vielgeplagter Freund, ich wollte wahrlich nicht von den verrückten Tischen reden, sondern von einer ganz soliden, derben, vernünftigen Hamburger Zeugmangel, die sich freilich durch Auflegung der Finger bewegt, aber nicht von selbst und ganz ohne allen Magnetismus. Ja, wer das Kunststückchen herausbrächte, so eine Zeugmangel wie ein Mahagonitischchen tanzen zu lassen, der würde sich vieler Leute Dank erwerben, nur nicht den Peter Meiers, des kernfesten Arbeitsmannes, dessen Frau Trina eine kleine Krügerei und daneben als Tochteranstalt eine Zeugmangel hat und durch diese manchen Schilling verdient, dessen Untergang durch eine Selbstbewegung des nützlichen Instrumentes in traurigster Art zu fürchten wäre. Gottlob, es hat damit keine Noth, die Mangel hat keinen Sinn für geschlossene Ketten, klopfende Muskeln und magnetische Ströme, sie bedarf nach wie vor kräftiger Fäuste, um sie in Gang zu bringen, wie's deutsche Volk, mit dem sie auch die entschiedene Aehnlichkeit hat, daß ihr große Steine auf dem Herzen liegen, die sie nicht abzuwälzen vermag, sie mag sich drehen und wenden wie sie will. Doch genug von Vergleichen und tanzenden Tischen, heute ist Freitag, der echte Mangeltag, Peter ist noch bei seiner Arbeit, Trina aber steht, nachdem sie die mannigfachen Sorgen der Krügerei heute überwunden und sattsam über faule Eier und dünnleibige Holzbunde disputirt hat (die jeder Kunde der Verkäuferin, diese aber den Zeitverhältnissen im Allgemeinen in die Schuhe schiebt), mit gelassener Würde neben ihrer Zeugmangel, wie ein Ritter

neben seinem gewappneten Kampfroß, das ihm reichen Lohn an Gewinn und Ehre bringen soll. Noch ist's ziemlich früh; Trina's Frau Nachbarin benutzt also die Zeit, schreitet zwischen gehäuften Körben voll Wäsche eilends hindurch und meint: „Dat is woll arig hild, ick wull op een Siid von de Mangel en bitten mit ankamen!“ — „Recht geern!“ erwidert Frau Meier, „so lang Peter nich to Huus is, kann ick doch man mit een Knüppel mangeln.“ Die Maschine setzt sich in Bewegung, ihr klägliches Gestöhn und Gequieck bildet eine äußerst passende Begleitung zu den Erzählungen der Frau Nachbarin, die mit unerbittlicher Zunge jeden guten Ruf drei Straßen in die Runde abschneidet und deren unglückliche Opfer man gewissermaßen in Gestalt der Wäsche gar unglücklich jammern hört. Da hat sie bei dem halben Dutzend feiner Frauenhemden ausführlich zu berichten, wie die nicht auf Madame N. N.'s eigenem Mist gewachsen sein, sondern von dem Herrn X., dem das Dutzend ehrwürdiger Vatermörder angehört, als Hausfreund geschenkt seien. Eine Sammlung etwas zerlöcherter Servietten giebt Gelegenheit, von Madame Y sehr viel Nachtheiliges zu berichten, die „immerlos Gedichten maakt un in't Theater lopt un mit de Brillenkerls tosamen hockt“ und dabei Haus und Hof zu Grunde gehen läßt, und jene Tischtücher, auf denen die Spur der Weinflecke von der Wäsche nicht ganz vertilgt, geben ein klares Bild von dem Hausstande einer jungen Schönheit, die mit einem Portraitmaler „pohlsch“ lebt und viel darauf gehen läßt. Sie wäre übrigens, nach der Frau Nachbarin Meinung, längst ruinirt, wenn sie nicht mit dem Einlogirer, dem alten pensionirten Oberst Bescheid wüßte, bei dem sie einst der

6*

Künstler überraschte und vor Wuth ein Betttuch zerriß, das gleichfalls zum Vorschein kommt und gewissermaßen mit seinem Flicken als Beweisstück dient. Männer und Weiber werden gleich scharf durchgehechelt und so lang der Vorrath an Wäsche dauert, hat auch das Gewäsch kein Ende. Frau Meier beobachtet während dieser Enthüllung der Tageschronik ein diplomatisches Schweigen, sie weiß Wäsche und Menschen zu tariren und unterbricht nur zuweilen durch ein „Ne, wat Se seggen!" oder: „Dat is aber en bitten dull!" den Redestrom der Frau Nachbarin. Das ist nöthig, um sich die Kundschaft zu erhalten und schadet Keinem etwas. Es ist nur gut, daß eine andere Nachbarsfrau hereintritt, die dem Gespräch eine andere Wendung giebt und nach der „düren Botter" die Käppifrage bei der Bürgerwehr gründlich erörtert. „Mien Mann schafft sick keen an", erzählt sie, „he segt, dat erinnert em ümmer an de Oestreichers!" — „Ja, ja, de hefft em den Kopp all genog verziert!" flüstert die boshafte Stadtchronistin der Frau Meier leise zu, während sie laut ausruft: „Mien Mann bruukt sick keen antoschaffen; he hett reclamiert, he hett ümmer so'n sweetige Fööt!" — Der geneigte Leser, dem dies militairische Gespräch etwas seltsam dünkt, vorzüglich wegen des letzteren Reclamationsgrundes, wird sich über Peters Eintritt freuen, der mit kräftigem: „Go'n Abend, hier geiht et woll for föftig!" die Jacke abwirft, ein Paar sehr musculöse Arme zeigt und seiner Frau leise die Mahnung giebt, „en Lüttjen" zu besorgen. Jetzt wird die Mangel so wacker handthiert, daß die Fenster schier zu zittern beginnen und die beiden sauberen Mädchen mit dem vollen Tragkorb kommen gerade zur rechten Zeit, um ihrer Bürde ledig zu

werden. „Froo Meier", sagt die Eine, „mangeln Se uns dat Tüch af, de Ohlsch segt, wi söölt dat selber dohn, aber ick seh woll, dat is hier hild un ick un mien Nebenmäken wullen geern noch en lütten Weg utgahn." — „Dat is recht," lacht Peter, „unner de Tied kööntSe mal na de Weesenhuuskirch gahn, dar is Predigt hüüt Abend." Schallendes Gelächter der Mädchen: „See meenen woll na de Kasern, na'n Tappenstrich? dat kummt beeter ut!" „Nu ja," erwidert Peter gleichmüthig, „Se hebben sick mit den Paster vertöörnt; dar heff ick nich an dacht; mie geiht et ook so, ick gah nich anners na de Kirch, as wenn de Paster nich dar is!" Die Mädchen verlassen kichernd das Haus, aber was würdest Du sagen, o frommer Streiter des Herrn Wichern, wenn Du dieser Scene beigewohnt hättest? Würdest Du nicht Pech und Schwefel über dies Sodom und Gomorrha regnen lassen, in Gestalt von Tractätlein, so da stammen aus dem Rauhen Hause, und die sündigen Seelen unter die große Zeugmangel der Hölle wünschen, wo sie gequetscht werden nach Herzenslust. Doch Du bist nicht dabei, sondern wirkst im gottseligen Berlin für die Prügelstrafe und lobsingest dem Herrn! Die Mädchen können also ruhig gehen und statt vom Pastor, anderswoher sich Seelentrost holen, der draußen vor der Thüre ihrer schon harrt, da ihnen das himmlische Manna nicht schmecken will.

Peter sagt: „Nu will ick den Schooster ook mal en Bar geben!" und unterbricht seine saure Arbeit durch einen gediegenen Schluck. Kaum ist er fertig, da drängt eine kleine dicke Speisewirthin sich herbei, die immer so roth aussieht, wie ihre gekochten Krebse, und un-

geheure Eile hat, denn morgen ist Gänseschmaus. — Peter scheint ihr gewogen, denn er meint lächelnd: „Nu wööllt wi Beiden ook mal tosamen mangeln, mit mien Fro, dat is mi all wat Dols!“ — Frau Trina hört diese anzügliche Bemerkung glücklicherweise nicht, denn sie ist sehr beschäftigt mit Complimenten, die sie der Haushälterin von „Senators“ macht, welche in Begleitung des schmucken Bedienten Franz einen Korb voll Wäsche bringt. Sie hat das eigentlich nicht nöthig, aber Häuslichkeit ist eine gar zu schöne Tugend und Franz ein recht liebenswürdiger Mensch, der einen wundervollen Bart und sehr weiße Zähne besitzt. Da die Mangel nicht frei ist, so werden die Beiden äußerst höflich ersucht, „en bitten in de Stuuf“ zu treten, wo es freilich dunkel ist — aber was schadet das? Eine halbe Stunde wird dem Pärchen da drinnen gar nicht lang und sie drängen Peter durchaus nicht, der von Zeit zu Zeit verschnauft und den mächtigen Klopfgeist des „Lütten“ beschwört, der so eine Mangel allerliebst mittreibt. Jetzt kommen die beiden unkirchlichen Mädchen von ihrer Promenade zurück, sie sind sehr erhitzt und wissen jedenfalls der Madame heut Abend des Weiteren zu erzählen: „Wat for'n Pien dat Mangeln maakt un wi licht man sik dabi verköhlen kann!“ „Wi hefft uns recht amuseert“, sagt Dorten, „nu mööt wi aber to Huus, sünst krigt de Ohlsch en Wuth, so groot wie'n Buddel!“ Fort sind sie und das zärtliche Paar in der Stube ist an die Reihe, während Trina's Hand häufig warm gedrückt wird, und dann in die Tiefen ihrer Taschen fährt. Die Arbeit dauert bis weit nach 10 Uhr rüstig fort; endlich ist das letzte Stück so glatt, wie ein Spiegel geworden, und unser Ehepaar kann sich auf's Ohr

legen, um morgen, als am Sonnabend, frühzeitig wieder aufzustehn.

In tiefe Dunkelheit gehüllt und stumm, wie ein Fisch, steht die noch eben so laut kreischende Holzmangel da und kann jetzt wieder eine Zeitlang die Geschichten verdauen, die ihr heute zum Besten gegeben würden. Wenn sie einmal ausgedient hat und lebenssatt ist, so wird sie schreiben: „Was sich die Holzmangel erzählt", und das wird noch lange nicht so hölzern ausfallen, wie viele Sächelchen, die zweibeinige Herren der Schöpfung vom Stapel lassen. Vorläufig aber bleibt sie stumm und erwirbt dem fleißigen Arbeiter gerade keine Reichthümer, aber doch einen netten, kleinen Beitrag zum Lebensunterhalt, der oft sauer genug wird — deshalb sei sie in Ehren gehalten und werde nie von Verrücktheit befallen, wie die Tische unserer Tage, die nur noch tanzen wollen!

XVIII. Das Nachweisungs-Comptoir.

Es gab eine Zeit, wo Fritz Schluckauf sich den stolzen Namen Gastwirth beilegte und es nie begreifen konnte, daß der Besitzer der „alten Stadt London" an ihm ohne Gruß vorüberging — denn er gehörte ja eben so gut zum ehrenwerthen Stande der Hotelbesitzer, wie dieser stolze Sterbliche, wenn sein Etablissement auch nicht am Jungfernstiege, sondern im Trampgang gelegen war und statt moussirenden Champagners friedlicher Magenbitterer die Wonne der Gäste war. Fritz that Alles, was ein Wirth nur zur Hebung

seines Gasthauses thun kann, ja er war selbst sein bester Kunde. Mit der edelsten Aufopferung überzeugte er sich durch gründliches Probiren von der Güte des Pomeranzen und Kirschwassers, und wenn seine Nase eine starke Kupferfärbung erhielt (die bei den jetzigen hohen Preisen erwähnten Metalls wahrhaft werthvoll genannt zu werden verdient), so konnte doch nur eine solche böse Sieben, wie seine Frau Lene, eine ungezügelte Neigung zum Trunk darin entdecken und ihn täglich wie nächtlich bestürmen, die Wirthschaft mit all ihren schönen, roth und grün etikettirten Flaschen zu verkaufen, um sich einer anderen Carriere zuzuwenden, die für Frau Schluckauf's Talente ein günstigeres Terrain bot als die jetzige, die ihr nur vergönnte, leere Bouteillen zu zerbrechen und ewig zu scheuern. Weibliche Beharrlichkeit siegt immer; Fritz entschloß sich, nachdem er bei dem großen Crawall gegen die Mäßigkeitsvereine ziemlich stark betheiligt war und einige Tage von Aranjuez auf der Pferdemarktswache zugebracht hatte, den Schauplatz seiner erfolgreichen Thätigkeit zu verlassen und um eine Concession zum Nachweisungs-Comptoir nachzusuchen, in dem Lene die erste Rolle zu spielen bestimmt war. Fritz fühlte, wie alle großen Männer, daß er verkannt werde und beschloß, den Rest seiner Tage friedlich zu verleben und den Genuß des grünen Bittern als reine Liebhaberei zu betreiben, so weit dies sein Budget verstattete, über das Lene mit sehr ängstlicher Sorgfalt wachte. Der ehemalige Hausknecht eines Destillateurs und Hotelbesitzer des Trampgangs bewohnt also jetzt ein Häuschen, auf dessen grüner Thür „Nachweisungs-Comptoir für weibliche Dienstboten“ mit großen Lettern zu lesen ist. Seine Ehehälfte sitzt in der geschmackvoll möblirten Stube,

in der die Portraits zweier weiblicher Personen sich brüsten, von denen Frau Schluckauf nicht selten erzählt, daß sie durch ihre Vermittlung prachtvolle Stellen bekommen und aus Dankbarkeit ihr Conterfei eingesandt hätten. Der Trödler an der Ecke weiß freilich eine andere Geschichte von dem Ursprunge besagter Kunstgegenstände zu erzählen, aber er ist ein verschwiegener Mann und hält auf gute Kundschaft, so daß die schöne Mähr von den dankbaren Dienstboten mit goldenen Brochen und seid.nen Kleidern sich ungeschwächt von Jahr zu Jahr fortpflanzt und gläubige Gemüther in Entzücken versetzt.

Zwei dienstlose Mädchen nähen sehr eifrig im Zimmer für den Schluckauf'schen Haushalt, denn Frau Lene ist practisch und will die schutzlosen Geschöpfe vor verderblichem Müssiggang bewahren, was alle Anerkennung verdient. Zuweilen blicken die gelangweilten Nätherinnen die räthselhaften Portraits an und versinken in tiefes Nachdenken über die Möglichkeit, auch so glücklich zu werden, aus dem sie durch Lene's derbe Ermahnungen unsanft aufgerüttelt werden. Diese sitzt auf dem Sopha und liest mit bebrillter Nase die „Nachrichten", ihr Evangelium, in dem sie eifrig nach den Personen sucht, „die verlangt werden". Plötzlich blickt sie auf und ruft ihrem Fritz, der gerade einen kleinen „Magenwärmer" aus einem Wandschränkchen holt, sehr hastig zu: „Fritz, Du mußt gliek los na'n Fischmarkt, da ward en Mäken socht, bie'n eenzelnen Herrn to deenen, dat wöör en Stelle for de dicke Louise, denn de weet mit Mannslüüd umtogahn!" Wer die etwas compromittirte Vergangenheit der dicken Louise kennt, wird die letztere Behauptung nicht bezweifeln, Fritz thut das auch nicht, brummt

aber leise etwas vom schlechten Wetter und hüllt sich in einen alten John Bull, der Kalman's gesegneten Fluren schon längst entrückt worden und nur noch zu Geschäftswegen benutzt wird. Das Thee-Meeting und die innere Mission, die in den „Nachrichten" so ungebührlich viel Platz wegnehmen, entlocken Frau Lene bei fortgesetzter Lektüre unwillige Ausrufe; „wat de Todtenhaupt forn Platz wegnimmt!" meint sie und ist ein für allemal der Ansicht, daß die Buchdruckerkunst nur zur Hebung der Nachweisungs-Comptoire erfunden sei. — Es klopft, ein Mädchen tritt ein. „Go'n Dag, mien Deern, wat bringst Du Nees?" frägt Lene freundlich und bittet, Platz zu nehmen. „Veel Nees, aber wenig Goods", erwidert Doris, „ick heff mien Oolsch den Koop opseggt, man alle 6 Wochen Erlaubniß! Wat de wol meent! Un jeden Morgen schüürn, un jeden Abend feilen, ne, so'n Swinkrahm bin ick nich gewohnt!" Jetzt sind wieder für Lene 3 Mark in Aussicht, sie entwickelt mit großer Beredsamkeit die Vortheile einer neuen Condition bei einem Schlachtermeister, wo's 24 Thaler Lohn und 5 Thaler zu Weihnacht nebst unbegrenzten fleischlichen Genüssen giebt. — Letztere sind jedoch nicht mißzuverstehen, denn warnend fügt sie hinzu: „Vor den Ohlen mußt Du Di in Acht nehmen, denn he mag geern Fronslüüd lieden, aber de Ohlsch gifft wenigstens en Preuschen Dahler Gottsgeld!" Doris scheint die Gefahr für ihre vom Schlachtbeil bedrohte Jugend nicht hoch anzuschlagen, sie entfernt sich höchst vergnügt und meint „mit em will ick all fertig war'n, so watt kennt wi! Ick will mi man en bitten pük maken!" — Eine Dame mit Schleier und Mantille tritt ein und muß auf dem Sopha Platz nehmen, sie will einige

Mädchen zugeschickt haben, aber keine Hamburgerinnen, weil die zu viel „Bekanntschaften" haben; es sollen Mädchen vom Lande sein, wo möglich recht dumme, „denn die kann man sich ziehn." Frau Lene ist mit diesem Metternich'schen Grundsatz sehr gut einverstanden, sie hat ein ganzes Register von Landpflanzen in ihrem dicken Buch, die noch keine „Bekanntschaften" haben, wenn auch wohl recht bald bekommen und im Punkte der Dummheit Alles leisten, was man von deutschen Unterthanen verlangen kann. Sie versichert, daß mit dem nächsten Bahnzug einige meerumschlungene Schleswig-Holsteinerinnen eintreffen werden, die sehr passende Subjecte seien und „durchaus nicht so patzig wie die Stadtkinder!" Die ländlich gesinnte Dame drückt ihr einen Thaler in die Hand und verschwindet, um einer andern Platz zu machen, die ein Mädchen sucht, welches „perfekt" kochen, nähen, waschen, frisiren und wo möglich auch sticken kann, bei den Kindern sein muß und „vielleicht" auch etwas musikalische Kenntnisse besitzt, Alles für die enorme Summe von zwanzig Thalern jährlich, wohlverstanden ohne Trinkgelder und Weihnachten, denn das sind Mißbräuche, die abgeschafft werden müssen! Auch ist ein „frommes Gemüth" und „sonntäglicher Kirchengang" ein wesentliches Erforderniß und körperliche Reize durchaus vom Uebel. Frau Lene legt den Finger nachdenkend an die Nase, um ein so reichbegabtes Individium aufzufinden, endlich hat sie's, eine verwaiste Beamtentochter hat sich bei ihr gemeldet, die wird wohl die Rechte sein. Die Hausfrau von so bescheidenen Ansprüchen, die in den letzten 3 Jahren wenigstens ein Dutzend Dienstmädchen gehabt hat, wird mit glänzenden Zusicherungen entlassen,

die sie aber durch ein Zwölfschillingsstück, das in Papier gewickelt, eben nicht glänzend belohnt und Fritz stürmt sehr vergnügt in's Zimmer. „Mutter“ ruft er, „de dicke Louise geiht morgen fröh bi den Herrn to, he hett se gliik nahmen un se höögt sick bannig. Dat is Water op ehr Möhl!“ Fritzens Eifer wird durch sofortige Herstellung eines tüchtigen Kaffee vergolten, der Lenens Leibgetränk ist und den sie für ein erfolgreiches Stärkungsmittel bei ihrem schweren Beruf hält, dabei werden die günstigen Chancen der dicken Louise eines Breiten besprochen, die vielleicht bald das dritte Dankbarkeits-Portrait bildet, während den geplagten dienstlosen Nätherinnen das Wasser im Munde zusammenläuft. Sie erhalten aus Gesundheitsrücksichten nur Milch und Wasser.

Kaum ist der Kaffee zu Gemüthe geführt, so wird wieder ein korpulentes Frauenzimmer bemerkbar, die eine Schenkmamsell sucht. Lene wird bei dieser Kunde von einer wahren Begeisterung ergriffen. „Damit kann ick denen, mien söte Madam, dato hett sick en püke Deern meldt! De hett all twe Jahr in'n Polkakeller deent un kennt den Rummel!“ Die Reize dieses unschuldigen Wesens werden so ausführlich detaillirt, wie die der Pepita vom „Freischütz“; kohlschwarzes Haar und rothe Backen spielen die Hauptrolle und der romantische Name „Rosalinde“, dessen sich die junge Göttin erfreut, krönt das Ganze. Sie soll morgen früh erscheinen und die dicke Frau scheint unendlich glücklich darüber zu sein, endlich einmal eine Lockspeise für ihre Wirthschaft gefunden zu haben, die in letzterer Zeit sehr öde und leer geworden, seit die berühmte „Agnes“ mit einem Tiroler aus Buxtehude durchgegangen, der sie durch des Gesanges Macht

und süßes Saitenspiel zu erobern wußte. Ein Champagnerthaler gleitet in Frau Lenens Hand, die nach Entfernung der Dicken ihrem Fritz sehr gleichmüthig sagt: „Hör mal, mien Jung, Du mußt op jeden Fall noch so'n Ding opstaken. Hüüt Abend mußt Du mal tosehn, wenn de Deerns von'n Wullböhn kaamt, ob da nich en smucke twischen is, de Du dato besnacken kannst.“ Fritz findet diesen Vorschlag unpraktisch, er fürchtet spätere Collisionen mit der Polizei und stellt das Amendement, seinem Budget von 4 ß täglich, eine außerordentliche Zulage von 8 ß zu verleihen, mit denen er sich in einen der Polkakeller begeben und dort irgend eine leichtfüßige Schöne ihrem jetzigen Etablissement abspenstig machen will. Obgleich Lene den Finanzpunkt anfangs bedenklich findet und auf die Gefahren so vieler „Pohlschen“ aufmerksam macht, wird sie endlich doch überredet und Fritz macht sich am Abend auf die Beine, um die kühne Entführung zu bewerkstelligen, zu der freilich Mozart's Klänge nicht tönen, sondern das Leiblied der Polkawirthe: „Wer hat denn's Bier umg'schütt?“ — In der Hoffnung, daß das Wagniß ohne weitere nachtheilige Folgen gelingt, wollen wir für heute Fritz und seine Ehehälfte verlassen, die trotz des vielen Kaffees, der verbraucht wird, nach und nach ein hübsches Sümmchen zur Sparkasse tragen und wohlhäbige Leute werden. Am Sonntag Nachmittag könnt ihr, wenn ihr bei Frau Schluckauf's Wohnung vorbeigeht, einen großen Congreß norddeutscher Dienstmädchen bemerken, die von Lene mit Caffee und Kuchen sehr splendide bewirthet werden und in ihren Mittheilungen so vertraulicher Art sind, daß Lene tiefe Blicke in alle möglichen Haushaltungen zu thun vermag. Vielleicht schreibt sie auf ihre alten Tage

noch ein Buch: „Die Herrschaft, wie sie sein soll," das Aufsehen erregen und ihr eben so viele Dankadressen einbringen wird, wie sie „Onkel Tom's" Verfasserin bekommen hat. Denn giebt's nicht auch weiße Sclaven, so gut wie schwarze?!

XIX. Die Plätterinnen im Tagelohn.

„Goden Morgen, goden Morgen, Fro Möllern!" sagt die lustige Plätterin Mine zu der Wäscherin Möllern, als sie mit einer ihrer Colleginnen zu ihr in die Sahlthüre eintritt. „Se sünd doch nich bös, Fro Möllern, dat wi en bitten spät kaamt hüüt Morgen? Wi sünd to Ball wäsen in't Snieder-Amthuus, ick un Jette, un nu hefft wi en bitten de Tied verslapen." — „Dat deiht nicks", erwidert Frau Möller, „gaht man nöger, Kinners! Doris und Male sünd all flietig bi de Arbeid. Wat to Ball gahn is, datt kenn ick ook, heff manchen mitmaakt fröher in de selige Bachushalle, un wenn man denn en rechten swören Dänzer hett, de kann een woll mööd maken; dat is aber doch woll in't Snieder-Amthuus nich to befürchten. Na, nu drinkt man erst en Taß Kaffee, et steiht noch welken op'n Aben, un denn strieckt man frisch d'rop los. Is hüüt en Barg Tüüg; veel Gardin'n un Hemder to Wiehnacht. De Isens sünd all heet." — In einem geräumigen Zimmer stehen zwei große Tische mit wollenen Decken überspannt, woran Doris und Male schon fleißig beschäftigt sind. „Aha, süh, daar kaamt de beiden Ballgäst," ruft

Male spitzig, als die beiden Colleginnen eintreten. „So bruukst uns gar nich antokaam,“ erwidert Jette, „Du hest uns nicks to seggen, weest dat? Ärgerst Di woll, dat se Di nich mitnahm'n hefft?“ Mit diesem Donnerworte ist Male plötzlich zum Schweigen gebracht. Jetzt werden Hüte und Mäntel abgelegt und rasch geht es an's Werk. Zwei Körbe mit angefeuchtetem Zeug werden herangezogen, dann werden die Plätteisen vom Ofen genommen, mit einer nassen Fingerspitze untersucht, ob sie heiß genug sind, und dann geht das Streichen vor sich. Die erste Stunde geht ihnen, ohne daß sie ein Wort von sich hören lassen, unter fleißiger Arbeit vorüber, bis die lustige Mine es nicht länger aushalten kann. „Dat is hier ja so still, as wenn mien Großvatter fröher in de Huuspostill lesen däd. So'n muck'schen Kram bün ick gar nich gewohnt. Ick bün to Ball wesen, heff mi so amüseert und ji wöölt hier mulen. Dar sieed vergnöögt un laat uns leeber eens singen.“ „Dat is recht, Kinners,“ sagt Frau Möller, als sie in's Zimmer tritt, — „immer vergnögt, de ganze Bäckergang is ja ook vergnöögt. Nu wöölt wi aber erst en Bitten fröhstücken.“ Ein runder Tisch, welcher in der andern Ecke des Zimmers steht, ist mit einem frugalen Frühstück besetzt und unsere Plätterinnen setzen sich rund herum. Frau Möller schenkt aus einem enorm großen Theetopfe die Tassen voll und mit den Worten: „Langt to, Kinners, hier is ook Kääs“, setzt sie sich mit an den Tisch, und es entspinnt sich ein Gespräch zwischen Mine und Jette, woran auch die vorher erzürnt gewesene Male mit Theil nimmt. „So'n Ball is doch 'n Vergnögen“, meint Mine, ick har dar en Minschen, de danz so licht, wie'n Fedder, un wat de Knecht

sick höög, wi he mi to Huus broch. Sprung'n hett he unnerwegs as 'n Heister. Sien Vatter wöör General; hett he mi vertellt, un he kunn noch mal veel Geld arben. He wull mi ook heirathen, wenn ick mit em na Amerika wull. He men, ob ick em nich en Nacht beharbargen kunn, denn sien Meister lät em nich mehr in; sünst muß he op Straat blieben, bit et Dag wörr. Ick heff mi da aber nich an kehrt; — dat wär schön!" — „Ha, ha! Dat is en groten Windbüdel wesen", meint Frau Möller, indem sie die Tassen noch einmal voll schenkt. „Dat wöör he ook", fällt Jette ein, „Vadermörders har he vun twee Eelen lang." — „Ji sünd mi schöne Kinner, vun so'n Knappen lääk Ji Ju to Huus bringen!" — Inzwischen ist die Viertelstunde verflossen und jetzt geht es wieder fleißig an's Geschäft. Frau Möller pflegt den Ofen tüchtig, daß nach und nach eine Hitze zwischen 30 und 40 Grad im Zimmer herrscht. Unter der Decke des Zimmers sind Stricke befestigt, worauf die fertige Wäsche: Hauben, Vorhemden, Kleider, Kragen und Manschetten sorgfältig in Reih und Glied aufgehängt werden. Während dem ist es Mittag geworden. Eine gute bürgerliche Kost, welche aus „Swattsuur, Klüten un Kartüffeln" besteht, hat Frau Möller auf den Tisch gesetzt, worin denn auch ziemlich eingehauen wird. Die Zeit des Essens ist aber auch nur eine kleine halbe Stunde, da es Freitag und viel zu thun ist. Mit frischem Muthe werden die Griffe der Plätteisen wieder erfaßt. Jetzt wird, mit Ausnahme einer Viertelstunde Kaffeezeit, die Wühlerei emsig fortgesetzt. „Kiek mal, Jette" sagt die lustige Mine, „wat seggst to dat Hemd? Ha, ha, ha! dat geiht ook de anner Woch uk'n Liem. Is datt woll Dien

Minschen sien?" — „Dat wöör schön, mien Deern," erwidert Jene, „so'n slechte Hemden het he nich. „Dat weest Du?" frägt Male. „Besühst Du denn sien Hemder woll immer?" und Alles bricht in ein lautes Gelächter aus. „Sapperlot!" ruft Frau Möller dazwischen, „dat is ja en Leben, as wenn hier Göös verspeelt ward. Wat is denn nu all wedder so lächerlich?" — „Dat will ick Ihnen seggen, Fro Möller", erwidert Mine, „Jette hett ehr'n Minschen in't Hemd keken." Abermals lautes Gelächter, worin Frau Möller tüchtig mit einstimmt. Endlich läßt Doris auch ein Wort von sich hören: „Mein Gott, Mine, wat putzt Du bi dat Vorhemd herum! Is dat woll den Generals-Söhn sien?" — „Süh, süh", lacht Mine. „Smitt sick en Aal op! Ne, mien Deern, de hört den lüttjen hübschen Balbeeder op'n Hoppenmark to. Ja, ja, Kinners, ick har ook mal en Brögam to'n Balbeeder." — „Ick wull seggen: En Balbeeder to'n Brögam", fällt Frau Möller ein. — „En netten Knecht; ick har em bi Peter Ahrens fun'n. De is dodt bleben in't Krankenhuus — mi loopt noch immer de Thran'n över de Backen, wenn ick daran denk." — „Wat het em denn fehlt?" fragt Mine geläufig. — „Ach ick weet nich", ist die Antwort. „Wie he henn köm, da har he blos en Snuppen, dat is immer slimmer worr'n, un he is nu all lang'n bi'n leeben Gott." — „Ick mag da nicks von hör'n! Sapperlot! Kinners, de Klock is ja glieck nägen. Wie de Tied doch bi de Arbeid hengeiht! Makt man Fierabend. Hüüt is fix wat an de Siet steken worr'n. Ick will glieck Thee opschenken. Wat nu noch to plätten is, kriegt wi morgen överleidig fertig." — Jetzt wird Feierabend gemacht. Eine starke Tasse Thee

und ein gutes Butterbrod wird noch genossen; alsdann begeben sich unsere Plätterinnen, nachdem sie Frau **Möller** freundlich „Gode Nacht!“ gesagt haben, nach Hause. „God' Nacht, god' Nacht!“ ruft Frau Möller, indem sie ihnen die Treppe hinunter leuchtet. „Kaamt god to Huus un morgen fröh nich to spät.“ Alsdann packt sie noch einige Wäsche, welche sie am nächsten Morgen abliefern will, in Körbe, und mit den Worten: „Nu gah ick ook to Bett“, schließt sie ihre Thüre zu, macht Feuer und Licht aus und legt sich zur Ruhe.

XX. Der Umziehetag.

„Heruut ut de Puch!“ ruft der Schuster-Fischer mit einer Donnerstimme, daß die Fenster klirren, sobald der Tag anbricht, und die ganze Familie erhebt sich und krabbelt aus den Betten heraus, denn sie haben auf dem platten Fußboden geschlafen, weil schon am Tage vorher die Bettstellen auseinander geschlagen wurden. „Flink Kaffee gekaakt! Gliek kaamt unse Hülpslüüd un Ji liggt noch All in't Nest!“ ruft er dann in das Gewühl hinein, und Alles rührt sich. In der Küche knistert das Feuer, im Wasserkessel fängt es an zu singen und zu dampfen und der Kaffee wird in größter Eile fertig. Indessen hat Fischer einen Federwagen besorgt und die „Hülpslüüd“, die uns aus früheren Lebensbildern bereits bekannten „Chrischan“ und „Doris“ stellen sich ein. „Sünd Ji da?“ ruft ihnen Fischer freundlich entgegen, „nu kann dat Bollwarken gliek

losgahn!" Im Stehen, wie die Israeliten beim Auszuge aus Egypten, als sie das Osterlamm genossen, wird eine Tasse Kaffee, echter Marokko, geschlürft und dazu einige unvermeidliche Kringel hinunter gewürgt; dann geht es fleißig an's Anpacken. „Alle Mann to Hoop!" — „Verdammi Chrischan!" mahnt Fischer sehr bedenklich, „laat uns man nich de Been von den Sopha afbreeken, denn he is noch von mien Grooßmudder en ohles Andenken!" Mit großer Vorsicht wird nun das alte Möbelstück die Treppe hinunter gelootst und auf den Federwagen gesetzt, mehrere alte Stühle, auch ein Tisch mit drei Beinen, welcher seit Jahren in einer Ecke befestigt war, dazu. Die Komode, welche noch ein Stück ist aus Jette's Dienstzeit, denn die Frau Schusterin heißt Jette; dann ein großer Koffer mit Messingbeschlag, ein Eckschrank und ein Sorgenstuhl, in welchem Fischer seine Mußestunden zubringt und als echter deutscher Charakter so lange über Politik nachdenkt, bis er einschläft; endlich ein Korb mit Steinzeug und Glaswaaren, auch etwas Bettzeug füllen den Wagen. Doris und Jette haben bereits Brod, Salz und einen Schilling in die neue Wohnung gebracht und sind jetzt damit beschäftigt, unten vor der Sahltreppe die Bettstellen zu reinigen und mit kochendem Wasser auszugießen. „Süh mal, Doris!" ruft Jette, „süh mal, wat Wanzen! Egitt, egitt! Wie is dat möglich? Ick glööv de ganze Sahl sitt lebendig vull, un denn will de ohle Huuswerth noch mehr Miethe hebben!" Aber Doris weiß guten Rath. „For twee Schilling Mercursalv ut de Apthek", verordnet sie, „un denn de Fogen ficks vullsmeert, sallst mal sehn Jette, denn söölt se de Festung noch fröher övergeben, as de Russen Sebastopol." Der

Rath wird befolgt, die Salbe nicht gespart und Jette giebt sich eben so schönen Hoffnungen hin auf baldige Uebergabe der Festung, als die verbündeten Heere in der Krim. Fischer und Chrischan haben sich indessen vor den hochbeladenen Wagen gespannt und ziehen ihn rüstig nach seinem Bestimmungsorte. Unterwegs aber begegnet ihnen ein Kunde, welcher dem keuchenden Fischer zuruft: „Na, Meister, wie is dat mit mien Stebeln?“ Aber Fischer schnaubt ihn unwirsch an: „Ja, wat Steebeln hen, Steebeln her! Hüüt heff ick keen Tied! Hüüt ward flütt!“ — „En patzigen Schoster!“ brummt der Kunde vor sich hin, indem er weiter geht, fügt aber entschuldigend hinzu: „Na laat em man loopen, he maakt doch stark un good.“ Endlich sind die beiden Männer mit dem Federwagen vor der neuen Wohnung angelangt. „Verdammi, Chrischan!“ ruft Fischer, als er in's Zimmer tritt, wie vom Blitz getroffen. „Wie süht dat hier uut? Het de verdreite Muskant, de hier uuttrocken is, all de Tapeten afreeten.“ Chrischan betrachtet die verlotterten Wände theilnehmend, tröstet aber seinen Freund, indem er ihm verspricht, ihm am nächsten Sonntag frische Tapeten anzubacken, denn Chrischan ist „en hölsischen Knecht“ und „versteit sick op Allens.“ Hierdurch etwas beruhigt, zieht sich Fischer wieder zurück und Beide ziehen den leeren Wagen wieder nach der alten Wohnung, um den Rest des Mobiliars zu holen. Die beiden Frauen sind indessen auch nicht faul gewesen und haben die Bettstellen von den blutgierigen Feinden gesäubert, und nun geht es wieder rasch an's Aufladen. Auch hat Jette durchaus nicht vergessen, für Auffrischung der angestrengten Kräfte zu sorgen, nämlich „en Lüttjen in Buddel“, von gutem

Stoff, und Fischer und Chrischan nehmen einen tüchtigen Schluck gegen den bösen Nebel. Zuletzt wird das Schustergeräth, mit Schuhen und Stiefeln, in einem Korbe mit aufgepackt, noch allerlei Hausstandsgerölle hinzugefügt, und nachdem Alles gehörig festgebunden ist, spannen sich die Männer wieder ein und fort geht es auf's Neue. Fischer's ältester Sohn, ein Knabe von 13 Jahren, hat einen Scheiterhaufen errichtet, den er mit einem Schwefelholz ansteckt, und tanzt rund herum einen kleinen Indianertanz, wobei sich in seinem Gesichte der höchste Triumph der Rache kund giebt, denn er hält sich überzeugt, daß alle die grimmigen Feinde, die ihn oft im Schlafe störten und ihm sein junges Blut aussaugten, mit verbrennen werden. Jette aber fegt mit einem „Riesbessen" den ganzen Sahl „besenrein", alsdann zieht sie, gefolgt von ihrer Freundin Doris und ihrer kleinen Carawane, der neuen Wohnung zu. Sie selbst trägt sehr behutsam die Schusterkugel, Doris aber hat einige Schildereien, unter welchen sich besonders Robert Blum, Kossuth und Arabella auszeichnen, sorgfältig unter den Arm genommen; der älteste Junge hat sich stolz mit seines Vaters Gewehr, Käppi und Lederzeug bewaffnet, trägt die beiden Vogelbauer mit ihren Lieblingen, dem Canarienvogel und dem Finken, die anderen kleineren Kinder schleppen allerlei sonstigen Hauskram und der Allerkleinste von drei Jahren hat sich in einer Vorahnung seiner künftigen Bestimmung, dem Handwerke seines Vaters zu folgen, Stiefelknecht und Spannriemen gewählt, und Beides liebevoll an seine Brust gedrückt, trabt er neben seiner Mutter her. Der Hund Hector beschließt den Zug, aber mit herunterhängendem Schweif und die Schnauze zur Erde gesenkt;

denn in dem allgemeinen Tumulte hat man vergessen ihm sein gewohntes Frühstück zu verabreichen. So langt der Zug denn in der neuen Wohnung an, und als Fischer nun Alle um sich versammelt findet und die Häupter seiner Lieben zählt und sieht daß ihm kein theures Haupt fehlt, ruft er mit einem freien Athemzuge: „Gottloff un Dank! Dreemal trecken is so good, wie eenmal afbrennen un nu Jette — maak uns en fir Glas Grock.“ Jette läßt sich das nicht zweimal sagen. Das Feuer brennt im Nu und der Kessel wird aufgesetzt. Vorläufig wird der alte dreibeinige Tisch am Fenster befestigt, Doris geht flink an's Butterbrotschneiden und das älteste Mädchen muß „en Dubbelschillings-Lebberwurst von Köllisch ut den Bäckergang“ holen. Bald verbreitet sich ein einladender Duft durch die ganze neue Wohnung. Der Grog ist fertig und die ganze Gesellschaft setzt sich um den Tisch herum, in Erwartung der guten Dinge, und selbst Hector der Hund wedelt jetzt freudig mit dem Schweife, denn er nährt in seinem Busen süße Hoffnungen auf die Wurstpelle. Krischan erhebt sein volles Glas zuerst und sich zugleich vom Stuhle. „Nu wölt wi erst mal anstöten!“ spricht er und giebt sich das Ansehen, als ob er eine lange feierliche Rede halten wollte. Alle spannen ihre Ohren auf und richten erwartungsvoll ihre Blicke auf ihn, und nachdem er sie in diese Stimmung versetzt hat, bricht er nach einer langen Pause lachend los: „Guten Morgen, Herr Fischer!“ wobei er kräftig mit dem Freunde anstößt. Alle lachen und Doris bemerkt ganz entzückt: „Nee, wat de for Knäpp in'n Kopp hett!“ Aber Krischan ist noch nicht fertig, denn auf den Spaß läßt er den Ernst folgen und bringt nun den Toast aus: „De nee Wahnung

sall leben, un en smucken Verdeenst daneben! Een, twee, dree — Hurrah!" Alles stimmt in dieses Hurrah mit ein und selbst Hector accompagnirt es mit freudigem Gebell. Die Meisterin bemerkt aber: „Veel Arbeit un wenig Verdeenst! Dat is jetzt de Losung!" Die „Hülpslüüd" entfernen sich nun, nachdem sie sich erquickt haben und Fischer und Frau danken ihnen herzlich und wiederholt für ihren freundschaftlichen Beistand. Dann macht sich der Meister eilig an's Werk die Bettstellen aufzuschlagen, Börter anzunageln und seine Werkstatt herzustellen. Dabei ist es Abend geworden, und da er doch nun nicht viel mehr arbeiten kann, will er noch einen Sprung austhun, und dabei fällt er, er weiß selbst nicht wie? in den Keller hinunter, wo der Seidel bayrisch Bier nur 1 Schilling kostet. Dort trinkt er zwei Seidel, dann geht er nach Hause, noch ehe die Glocke zehn geschlagen hat. Die Kinder schlafen schon und auch er legt sich mit seiner Frau zu Bett und Jette ermahnt ihn noch, indem sie ihm Gutenacht sagt: „Fischer, mark jo op, wat Du dreumst düsse Nacht." — Er aber brummt vor sich hin: „Dumm Tüüg!" und Beide schlafen bald den Schlaf der Gerechten, denn sie haben rechtschaffen gearbeitet.

XXI. Der Bündelabend, oder Umzug der Dienstboten.

„Dat is en schöne Geschichte," sagt die dicke Marie zu Jette, ihrem Nebenmädchen, „het de verdreite Discher, de Berliner, mi verspraaken, he wull mi hüüt Abend denn

Bündel dreegen, un nu krieg ick eben en Breef mit de Footpost, dar steiht in: „Zuckersüße Marie, ick habe Mallör jehabt, habe mir verbrannt am Leimtopf und kann heute Abend nicht mein Versprechen halten.“ — „Wat segst von den Knappen, Jette?“ — Wat sall ick darto segg'n?“ erwidert jene, „he het gewiß Eene, wo he mehr bi rieten kann, als bi Di. — Dar jaulst över? Du kriegst sachts en Annern. Dat kannst Du man den Broddräger seggen hüüt Middag, de deiht dat geern un drigt Di denn Bündel. He is ook en ganz netten Knecht, geiht Sünndags so fien in Tüg; he drigt en gold'n Rock un en siden Uhr. He is woll man mager, aber dat schadt nich, Du büst desto dicker.“ — „Laat Dien Narrnkram sien, Jette,“ erwidert Marie ärgerlich, „Du hest en ook noch darto vorn Buurn; un de Ohlsch maakt en Gesicht hüüt Morgen, wie en dreekantigen Hoot. De lett mi gewiß vor hüüt Abend nich afgahn.“ — Während dieses Gespräches öffnet sich die Küchenthüre und Madame tritt gravitätisch hinein. Mit einem kaum hörbaren „Guten Morgen“ wirft sie einen Seitenblick auf die beiden Mädchen, indem sie mit den Fingern Tische und Anrichte befühlt, dann ihre Finger besieht und endlich ihren Mund zum Schelten aufthut: „Hör' Sie mal Marie, ich habe soeben ihre Plaudereien auf der Treppe belauscht; es freut mich außerordentlich, daß ich Sie heute Abend aus meinem Hause los werde. Sie sollte sich schämen, es ist unter der Predigt. Und Sie, Jette, wird sich nicht unterstehen, sich mit dem neuen Mädchen in solch' einen Wischwasch einzulassen, sonst kann sie auch abgehen. Ich dulde so etwas in meinem Hause nicht.“ — Lange hat Marie dieses angehört, bis sie endlich wüthig

entgegnet: „Sall ick Madam mal wat seggen, ick bün ook vergnögt, dat ick hier wegkaam; hier drofft man ja woll keen Woord mehr spreeken. Ob dat ünner de Predigt is oder nich. Wi hefft hier ook eben en bitten predigt. Wenn de Herr nich so'n goden Mann wöör, da har ick hier keen twe Jahr wegseeten. Mit Madam is dat ja gar nich mehr unttoholl'n." — Ohne ein Wort zu sagen, verläßt Madame die Küche und eilt die Stufen hinauf. — „De hest Du op'n Draff brocht," lacht Jette, „aber dafor ward se Di hüüt Abend luurn laten." — Inzwischen öffnet sich wieder die Thür und der Milchmann tritt ein. Mit einem schlichten „goden Morgen," nimmt er die Töpfe, füllt sie und setzt sie wieder zur Stelle, indem er einen freundlichen Blick nach Marie wirft, mit den Worten: „Na, Marie, hüüt seht wi uns hier woll toletzt?" — „Ja, Melkmann," ist die Antwort; „hefft Se Lust, mien Bündel to drägen hüüt Abend, ick geef ook en Lütten uut?" — „Potz Dübel!" erwidert der Milchmann, „dar har ick woll Lust to. Bün doch ook en püken Kerl. Wann geiht de Spektakel los?" — „Hüüt Abend in Düstern," erwidert Marie, „un denn gaht wi en bitten na Bakker." — Mit einem „dat is en Wort, Marie," hüpft er die Kellertreppe hinauf. — „Du büst doch en gefährliche Deern," sagt Jette lachend, „nu wullt Du gar en Buurn vorn Buurn hebben." Unterdessen ist rasch die Mittagszeit herangerückt und Jette, welche den Dienst als Kleinmädchen versieht, servirt den Herrschaften das Mittagsmahl. — „Het se ook noch wat segt?" fragt Marie neugierig, als Jette wieder in die Küche kommt. — „Ja, se het segt, wenn Du opwuschen harst, denn sullst Du man Dien Lohn dahl haal'n un

maaken, dat Du weg kummst," erwidert Jette. — „Dat is ook man good," jubelt Marie, „denn kann ick erst noch mal lüstern, ob de Berliner mi ook en Berliner vormaakt hett." Rasch, als ginge es für's Vaterland, geht es nach beendigter Mahlzeit über die Schüsseln und Teller her. Jette hilft fleißig und in einer halben Stunde ist Alles gehörig an Ort und Stelle. Die Fliesen, welche den Fußboden bilden, sind weiß gescheuert, Anricht und Tische sauber abgewischt und jetzt geht's an's Toilette machen. — „Du warst ümmer dicker," stöhnt Jette, als sie Marien's Kleid zuhakt; „Du krigst ja en ganzen Borgermeister Buuk." — Lange dauert es nicht und Marie ist bis auf Hut und Mantel fertig. Jetzt verzehren die beiden Mädchen noch eine Tasse Kaffee und „veer Krintenklöben to dree Sosling. — Alsdann geht Marie raschen Schrittes in das herrschaftliche Zimmer, um das Wahre in Empfang zu nehmen. Bei Marien's Eintritt in's Zimmer erhebt sich Madame stillschweigend vom Kanapee, zählt 9 Thaler auf den Tisch, indem sie bemerkt, daß sie 1 Thaler für zerbrochene Sachen zurückbehält. Nur durch Vermittlung des Herrn gelangt Marie endlich zu ihrem vollen Lohne. Mit einem freundlichen Adje! nimmt sie Abschied, welches aber nur von dem Herrn, nicht von der Madame erwidert wird. Jetzt wird Hut aufgesetzt und Mantel umgeschlagen, Jette erhält einen Abschiedskuß und mit den Worten: „Holl Di good, mien Deern, un laat Di nich verblüffen," geht es fort in die weite Welt. — Aber welche Wonne! Der Berliner steht schon an der Straßenecke. Hastig fliegt Marie auf ihn los: „Süh, Du Knäpmaaker! Segst, Du hest Dien Finger verbrennt an'n Liemputt! Dat is ja gar nich wahr." —

„Mein liebes Mädchen, ich wollte Dich nur einen Schreck einjagen.“ — „Dat is aber gar nich nett von Di; heff mi so genog argert hüüt,“ erwidert Marie, und Arm in Arm wandern sie die Straße hinunter, indem der Berliner im linken Arm Marien's Bündel trägt. Jetzt wird eine Droschke angenommen, um rascher durch die Welt zu kommen. „Herr, sall ick sachte fahren?“ fragt der Kutscher freundlich. „Ne, ne,“ ruft Marie aus dem Wagenfenster, „man flink na Peter Ahrens, dat wi de Ersten sünd.“ Rasch bringt der schnaubende Gaul die Liebenden an den Bestimmungsort. Marie drückt dem Rosselenker Fuhrlohn und Trinkgeld in die Hand, und im Nu, nachdem der Bündel in der Garderobe abgegeben ist, sitzen unsere Lieben im geschmückten Saal, Punsch und Bischof dampft vor ihnen auf dem Tische. Marie drückt dem Berliner einen doppelten Preußen in die Hand, mit den Worten: „Da, betahl Du man; dat sütt so narsch ut, wenn ick dat Geld utgeef.“ Durch einen raschen Galopp bringt der Berliner unsere Marie tüchtig in Hitze, „Junge, dat is en Vergnögen!“ jubelt sie. Rasch verfließen die paar Stunden für unser Pärchen und manche Köksch und Lüttfleit sieht neidisch auf Marie mit ihrem schlanken Tänzer. Doch ehe wir uns versehen, ist die Zeit verlaufen. Marie nimmt Hut und Mantel, der Berliner bepackt sich mit dem Bündel und schlanken Schrittes geht es dem neuen Herrschaftshause zu. „Dat is doch, Gott stralacks! en Schande werth,“ seufzt Marie, „dat man nu nich noch'n Stünn Tied het. Klock nägen all togahn, ne dat is to dull.“ Der Berliner aber weiß sie zu trösten, indem er ihre Wangen mit heißen Küssen bedeckt. Bei'm Hause angelangt, wird noch ein

Weilchen geplaudert; alsdann wird recht herzlich Abschied genommen. — Marie bittet noch dringend: „Morgen Abend doch op de Flanellwacht to kaamen," dies verspricht der Berliner, schwört noch einmal „ewige Liebe" und Marie ist mit dem Bündel in's Haus eingerückt. — Der Berliner steht einen Augenblick in Gedanken vertieft. Dann tritt er seine Rückreise nach Peter Ahrens wieder an. „Vielleicht," denkt er, „ist noch," wie der Hamburger sagt, „en lüttje Snoophüür mit wahr to nehmen."

XXII Die Bleiche und die Waschfrauen.

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben, wollene Strümpfe für's frostige Leben;" hätte Schiller sagen können. Aber er hat es nicht gethan, sondern hat nur im Allgemeinen die Würde der Frauen besungen und einen Theil des Lobes, welches er ihnen gespendet, nehme ich auch für unsere Waschfrauen in Anspruch; denn sie waschen und streben uns mit reiner Wäsche zu umgeben und reine Wäsche ist doch das halbe Leben auch für den Aermsten. Aber, lieber Himmel! ihre Arbeit ist schwer und sie müssen ihr Tagelohn sauer verdienen. Dort gehen eben zwei und schleppen einen „bannig" schweren Korb nach der Bleiche. Wir wollen ihnen folgen und ihr Treiben beobachten. „Anna, loop nich so! Herrjees! Du löpst as wenn de Türken achter Di wörn!" ruft die Eine, eine complete, untersetzte Frau. Die schlanke, große Anna aber, ihre Collegin, die eben keine Russenfreundschaft im Busen nährt, erwidert ihr

kurz: „Kumm Meiersch, wenn Du mit wullt!" und während sie dann Beide mit ihrer Last neben einander hinschreiten, entspinnt sich ein vertrauliches Gespräch. „Nu geiht dat slaben wedder los, for de paar Schilling; aber wat sall man dohn?" seufzt Meiersch; doch die muntere Anna entgegnet: „Mußt ümmer vergnögt sien; et is ja enmal nich anners in düsse Welt. Harst Di keen Arbeitsmann nehmen sullt; denn harst ook nich nödig hatt to slaben. En Millionair hett uns nich hebben wullt, un so möt wi dat lebe Leben nehmen wie't is. Süh, ick bin nu enmal Wittwe, un bin dabi ook ganz vergnögt. Bin gestern bi Mattler wesen un hef en grote Oper sehn." — „Hest ook op en Hahn reden?" fällt ihr Meiersch in's Wort; doch die Andere entgegnet: „Dummes Tüüg! Dar ward jetzt ganz nette Stücken geben. Wi hest Du Di denn amüseert, Meiersch?" — Und Frau Meier seufzt wieder und entgegnet kläglich: „Wat sall ick mi amüseeren? Du weest woll, bi de Göhrn is Sünndags genog to prünen un to neihn. Wi wulln gestern Namidag noch en bitten na'n „Ritter St. Georg", un en Lütjen afpetten; aber mien Ohl harr en Lütjen faat un da is dar ook nicks ut worrn." Während dieses Gesprächs sind sie nun auf der Bleiche angelangt, wo sie ihren anderen Colleginnen hier und da ihren Morgengruß spenden und ihr Tagewerk beginnen. Der erste Angriff ist noch etwas flau und wird durch Stöhnen und Quesen über Wehthat in den Händen, oftmals unterbrochen, bis Joachim, der Bleicherknecht, mit einer fürchterlichen Baßstimme dazwischen dröhnt: „Amdamwater!" Dies ist das Commandowort, welches Leben auf den Platz bringt. Als ob es einen Sturm auf Sebastopol gelten

sollte, stürmt eine ganze Compagnie dem Waschhause zu, um das ausgebotene Wasser zu holen und Joachim guckt ihnen mit spöttischer Miene nach und fragt in das Waschhaus hinein: „Wer will nu noch stieben?“ Dies trägt ihm aber einige derbe Rüffels ein; er wird zurückgetrieben und muß das Schlachtfeld räumen. Eine Stunde später aber läßt er wieder seine schreckliche Stimme erschallen und schreit, die gebogene Hand an den Mund gelegt; „Theewater!“ Auf dieses Signal beginnt die Frühstücksstunde, die aber nur eine halbe Stunde dauert. Der Schlachter stellt sich ein mit seiner Molge und läßt sich freundlich vernehmen in seinem Schlachter-Hochdeutsch: „Na Lüüd, sall es nun beete Slackwurst sien, gebratene Leber, Leberwurst?“ — Auch Brot, Bückling, Heering, Alles wird den fleißigen Frauen geboten, natürlich für ihr baares Geld und manches heitere Gespräch wird während des frugalen Frühstücks geführt. „Ick bün gestern bi Putschinelle wesen,“ erzählte eine lustige Frau; „de geef en Schauspill in dree Akten, Freebilljets wären nich gültig un de Platz wär gedrängt vull.“ — „Ei“ — fällt eine Andere ein; „denn brukt de Director ook keen Bankerott to maaken,“ und ein lautes Gelächter folgt. Nach dem Frühstück geht es wieder frisch an die Arbeit. Joachim commandirt von Zeit zu Zeit noch einmal: „Amdamwater!“ und so rückt endlich der Mittag heran, wo wieder eine dreiviertelstündige Pause eintritt. Einige Frauen verzehren etwas mitgebrachte kalte Küche, Andere nicken ein Bischen ein und wieder Andere waschen etwas in aller Eile, für ihren eigenen Hausstand, was sie „Hillgengeestwäsche“ nennen. Hierauf geht es an die Nachmittagsarbeit und es stellt sich ein wanderndes

Musikcorps ein, oder Janette mit der Guitarre und mit ihrem „werthen Begleiter," einem famosen Sänger, geben ein Concert im Freien; ja, es erscheint wohl auch gar ein Wahrsager, welcher durch den kleinen „Jantje von Amsterdam," den er in einer Flasche tanzen läßt, die schönsten Dinge prophezeit. Obgleich Frau Meiersch ihm unwirsch zuruft: „Gah man los mit Dien Luuskram!" so läßt er sich doch nicht abschrecken und sucht sich unter den anderen Frauen gläubige Gemüther für seine Hexerei, die er denn auch zuweilen findet. Während zugleich eine hausirende Judenfrau mit Band und Kattun und ein Mann mit Holzpantoffeln ihre Geschäfte machen, erscheint die Brotfrau und Joachim brüllt: „Caffeewater!" Nun beginnt die schwarze Stunde, und bei einer guten Tasse Caffee mit Corinthenklöben, wird noch manches Wörtchen geplaudert, aber dann auch der Rest des Tages bei fleißiger Arbeit hingebracht, bis Joachim zum letzten Male seine fürchterliche Stimme ertönen läßt und „Fierabend!" ruft. Nun ist es aber auch die höchste Zeit, in die Stadt zu eilen, um noch vor Thorsperre hinein zu kommen. „Dammi, Meiersch, treck de Hacken na;" ruft die flinke Anna; „wi möt sonst noch betahlen, un ick hef keen Geld; denn mien letzten Schilling hett Janette kreegen." — Hierauf tritt tiefes Schweigen ein und Beide erreichen athemlos das Thor, während das Glöcklein schon bimmelt. „Dat hett noch eben good gahn," sagt Frau Meiern; „ick heff ook keen Geld mehr. Heff mi en Paar nee Tüffeln kost, nu heff ick grad noch nägen Pen'n un dat langt eben morgen fröh vor'n Melkmann." Glücklich in der Stadt angekommen wünschen sie sich eine gute Nacht; denn ihre Wege führen

auseinander, und so wie dieser erste Wochentag auf der Bleiche, verlaufen ihnen in der Regel auch die anderen Werkeltage. Nächstens ein neues Lebensbild.

XXIII. Die Maskerade.

„Hör' mal Jette, ick doh Di dat blos to Gefallen, dat ick mit to Maskraad gah" — sagt unser alter Freund, der Schuster Fischer zu seiner Ehehälfte — „denn süh mal, et sünd eegentlich gar keen Tieden, na Maskraad to gahn; — freelich, wi hefft de Kaarten schenkt kreegen, aber en Preuschen Dahler geiht doch damit op'n Loop, un verdeent ward nicks: de Lüüd loopt all op de Binnen-Sahl'n." — „Dat maakt nicks" — meint Jette, die Schustersfrau — „sast man sehn, de anner Woch' ward Dauwedder un denn kriegt wi wedder en Barg to dohn un verdeent wedder Geld. Laat uns man mal en bitten lustig sien. En bitten Vergnögen will de Minsch doch ook geneeten." Sie streichelt ihm die Wangen und mit den Worten: „Hör' Fischer, ick wull geern en Buurdeern maaken", tritt sie einen Schritt zurück. „Denn süh mal, unse Bekannte, Chrischan un Doris sünd ook dar un de full'n uns nich kennen." „Wat?" erwidert Fischer, beide Hände in die Seite gesetzt: „Bist Du knallig, Jette? En Olsch von achtunveertig Jahr will en Buurdeern maaken! Ha, ha, ha! Ne nu war ick aber klook — un ick full Geld to'n Antog hergeben? Süh, dat wör ja nett! Ne, mien Snutje, dar ward nicks ut. Aber hör' mal, Jette, ick weet en annern Rath, Du geihst runner

na unsen Naber, den Veerlanner, un bittst em un sien Froo, dat se uns hüüt Nacht ehr'n Antog lehnt; denn maak ick en Veerlanner-Buur un Du en Veerlanner-Froo; — süh, denn kost't uns de Rummel doch keen Geld! Dar sett ick em maal en paar fixe Achterslicken for op!" — „En ganz goden Infall" — meint Jette, und mit einem freudigen: „Dat will ick dohn!" hüpft sie die Treppe hinunter. — „Dat glööv ick, denn köönt de Froonslüüd flink sien, wenn't to Maskraad gahn sall. Is ja eegentlich dummes Tüüg", brummt Fischer vor sich hin, „dat man as ohle Hamborger Borger noch so'n Narrnkraam mitmaakt. Aber schadt nich, wi wölt doch mal fix unsen Verrückten speelen hüüt Nacht. To dohn is ja nicks; morgen köönt wi wedder utslapen." Während dieses Selbstgespräches kömmt Jette auch schon zurück, bepackt mit Vierländer-Garderobe. „Junge, nu sast en Fahrt sehn!" ruft sie, „nu wöölt wi uns ook maal maaken. Laat uns man flink Abendbrot eten, de Kinner to Bett bringen, un denn kann de Spectakel los gahn. Hahl du unner de Tied en paar Masken." Dies thut Fischer denn auch gern. Rasch zieht er seinen alten Schustergesellen-Rock über, steckt sich einen Kalkstummel in Brand und eilt von dannen. Indessen besorgt Jette das Abendbrot: „En Rest Siropsklüten von Middag" werden aufgewärmt, Schwarzbrot und etwas Butter auf den Tisch gesetzt und ein mächtiger Theetopf vollgeschenkt. Indem kommt Fischer wieder zurück und jetzt wird das frugale Mal mit gutem Appetit verzehrt. Nach beendigtem Abendessen muß die älteste Tochter die andern Kinder zu Bette bringen und Fischer nebst Frau beginnen sich anzukleiden. — „Donnerwetter! Wat'n Pumpbücks!"

meint Fischer. „Dar kann man good Fleesch in schuckeln. — Aber, Jette, süh mal, wat maak ick mit de Strümp? Verdammi! Wo blief ick denn dar mit mien Waden, de sünd ja gar nich to sehn darin". — „Mußt in jeden achter en Leesten in steken", meint Jette. — „En Leesten?" fragt Fischer ärgerlich. „Du wullt ja woll Lüüd for'n Buurn hebben?" — Ick weet wat ick doh, ick stopp dar Seegras in. — „Dat geiht nich", eifert Jette, „dat klötert ja. Denn nimm leeber Heed'!" Dieser Vorschlag ist gut und wird angenommen. Aus einem alten Stuhl wird sämmtlicher Heede-Vorrath gezogen und in ein paar Minuten hat Fischer ein paar Waden, welche der Natur Trotz bieten. Jetzt dauert es aber auch nicht lange und das Vierländer-Paar steht komplet im Anzuge. Fischer zieht seinen uns schon von früher bekannten langen Rock über, Jette schlägt einen alten Mantel um, die älteste Tochter erhält Ordre „good optopassen" und jetzt geht die Reise los nach Dorgerloh! „Paß man good op Jette", sagt Fischer unterwegs, „Chrischan maakt en ruschen Kosack un Doris en Marketendersch. Dat heff ick gestern all utküstert. Wenn se mi man blos nich an de Büx kennt, ick seh da ja in ut, as wenn en Strohhalben in de Luuk hangt." „Hett nix to bedüden", meint Jette, „Du bist ganz unkennbar, wer socht in Di den Schoster Fischer." Während dieses Gespräches sind sie angelangt. Jetzt werden die Masken vorgebunden, die Freikarten abgegeben und gravitätisch tritt unser Paar in den Saal. „Süh', süh', ruft eine Stimme, en Veerlanner mit sien Froo; süh, denn sien Waden sitt op de Siet." „Du Jette", flüstert Fischer seiner Frau zu, „sünd mien Waden los? Wat snackt De

dar. „Ne jo nich, he meent den Ridendeener, de dar steiht.'' Der Tanz beginnt und Fischer legt tüchtig mit seiner Frau los. Fischer's Waden drehen sich mitunter beim Tanzen wirklich ziemlich seitwärts, aber durch einen geschickten Stoß mit dem Knie weiß er sie immer wieder in die Lage zu versetzen. ,,Süh, dat is Doris'', sagt Fischer, nach beendigtem Tanz zu seiner Frau. ,,Tööf, Se sall gliek Een inschenken.'' Rasch setzt er seine Frau an den Tisch, ruft einen Markeur und bestellt: ,,En Patschon Thee un en Glas Grock von Kunjack.'' Nachdem er solches bezahlt hat, trinkt er durch eine Pose das Glas leer, alsdann geht er auf Doris los, welche mit einem Marketenderkorb in der Nähe ist. ,,Marketendersch schenk mal Een in'', ruft er. ,,Jawoll Veerlanner'', ist die Antwort. ,,Noch Een'', ruft Fischer, ,,is ok en verdammt lütt Glas''. Noch Een, un noch Een, bis er nach und nach acht Stück genossen hat. — ,,Wat bin ick schuldig'', frägt er. ,,Een Mark'', ist die Antwort, ,,de Snaps kost en Dubbelschilling.'' ,,Verdammt düür'', meint Fischer; ,,dat Geld kööont Se sik morgen afhaal'n.'' ,,Is good, Meister'', ist die Antwort, dafor kööont Se mi en Paar Schoh besaal'n.'' ,,Verdammi! de kennt mi all'', ruft Fischer und läuft zu seiner Gattin zurück. Inzwischen hat sich bei Jette ein Kärner mit Wallnüssen angefunden, hat sie zum Tanz gebeten und geht nun gerade mit ihr los, als Fischer kömmt. ,,Dat is en schöne Geschichte'', meint Fischer, ,,dar geiht de mit mien Ohlsch los un ick bin de Buur. Na, ick will so lang' op'n Theeputt passen.'' Nach beendigtem Tanze bringt der Kärner Jette wieder zu Platz und entfernt sich. ,,Weest wat Nees, Fischer'', sagt Jette, ,,de Karrner,

dat is Chrischan, dat weet ick ganz gewiß." „Nu seh den Snöörmaaker", erwidert Fischer, „un mi maakt he wies, he will en Kosack maaken. Na, is man good, dat he dat nich dahn het, sünst har ick em ook fir Sebastopol bumbardeert. Wi sünd ook all verraden, Doris kennt uns alle Beid." „Dat schadt nich", meint Jette, „wenn wi Veer uns ook kennt, de annern Lüüd kennt uns doch alltosaam'n nich. Nu roop jem man her un denn wöölt wi fir en afpetten." Jetzt werden Christian und Doris hergeholt und alle Wünsche werden sich leise in's Ohr gesagt. „Aber, Fischer", sagt Christian leise, „wat hest Du eenmal for verfluchte Waden; de sünd ja ganz veerkantig." „Swieg man still", flüstert ihm Fischer zu, „dar is Heed in. Bestell man en Bowle Punsch; de Klock is twolf, wi wöölt de Maske afnehmen." Es kommt ein Tanz, der Kärner Christian fordert wieder die Schusterfrau auf, während der Vierländer Fischer mit der Marketenderin Doris losgeht. Nach beendigtem Tanze setzt sich unsere Gesellschaft um eine dampfende Bowle und ist seelenvergnügt. Dann wird getanzt und gejubelt bis Morgens 5 Uhr, wo der letzte Tanz angekündigt wird. Unsere Gesellschaft hält sich zusammen, bis man sich glücklich nach Hause begiebt. „Verdammi!" ruft Fischer unterwegs, „so'n Maskraad, dat is doch en Vergnögen; blos betere Waden mutt man sick anschaffen, de utgestoppten döögt nicks." Seine Begleiter lachen noch recht herzlich, aber Fischer läßt sich nicht irre machen. „Lacht ji man to", meint er, „ick heff mi doch bannig amüseert; blos so'n Fahrt mutt nich oft kamen, dat kost to veel Geld, un Lüüd mutt man dat ook nich vertell'n, sünst segt se, de Schoster

het en Splien.“ — Bei Fischer's Wohnung angelangt, trennen sich unsere Paare, Christian und Doris eilen ihrer Wohnung zu, und Fischer und Frau legen sich zur Ruhe. „Du Mutter“, brummt Fischer noch halb im Schlafe, „seg unsen Naber morgen, dat he mi en Sündag noch mal den Antog lehnt, denn will ick uns en Swinskopp un en paar Pund Mehl von Altna halen“. Er brummt und schläft sanft ein.

Hochdeutsche Gedichte.





Deutsche Bitte.

1849.

Vater Unser: der du bist im Himmel,
Nimm dich gnädig Deutschland's Sache an!
Blick herab in's bunte Volksgewimmel,
Stärke, rüste, hilf dem deutschen Mann!

Heilig, heilig sei dein großer Name,
Der uns führt durch rabenschwarze Nacht!
Stolz und prächtig wehet Deutschlands Fahne —
Schwarz-Roth-Gold! o Deutschland, bleibe wach!

Doch dein guter Wille, Gott, geschehe!
Du treibst selbst das Rad mit eig'ner Hand.
Darum höre, Vater, was wir flehen:
Schenk' uns Einigkeit im deutschen Land!

Laß die Schifffahrt und den Handel blühen,
Lind're gütig jeder Armuth Noth;
Und erhalte, was du uns verliehen,
Gieb uns Allen unser täglich Brot!

Uns're Schuld willst du uns gern vergeben,
Uns'ren Feinden sollen wir verzeih'n;
Und selbst, wo Tyrannen sich erheben,
Sollen wir nicht rachedürstig sein!

In Versuchung führ' uns nimmer! Leite
Jedes Mißverständniß von uns ab;
Alles Uebel nimm von uns'rer Seite,
Blicke gnädig stets auf uns herab!

Vater, Vater! Höre unser Flehen!
Denn dein ist das Reich, die Herrlichkeit.
Laß uns bald ein einig Deutschland sehen,
Und wir loben dich in Ewigkeit. Amen!

Ein schönes Wort.

Die Freiheit brachte uns im vor'gen Jahre
Ein schönes Wort im Bürgermilitair,
Und dieses Wort, es war das treue, wahre
Fest zu vereinen Hamburg's Bürgerwehr.
Ein Jeder wird den schönen Ausdruck kennen —
„Kam'raden!" heißt er, ich will ihn Euch nennen.

Erinnert Ihr Euch noch an die Parade,
Als schwarz=roth=gold'nes Band zu Deutschland's Ehr'
Durch reine Freiheit, nicht durch Fürstengnade,
Die Fahnen schmückte uns'rer Bürgerwehr?
Denkt zurück an diese schöne Stunde;
„Kam'raden!" rief der Chef mit eignem Munde.

Und dieses Wort, es drang durch alle Glieder,
Major und Hauptmann redeten uns an;
„Kam'raden!“ hieß es, „wir sind alle Brüder!“
Stolz blickte um sich jeder Bürgersmann,
„Kam'raden — Brüder!“ Ja, das war die Weihe,
Der Bürger-Ehre und der Bürger-Treue!

Doch dieses Wort, es liegt schon im Verscheiden,
Ach! es vergeht, es welkt mit jedem Tag;
An blasser Reaction sieht man es leiden,
Es stirbt, es sinkt in schwarze Todesnacht!
Man hört es selten nur noch leise lallen,
Bald wird's vielleicht für immerdar verhallen!

Man hört dies Wort nicht mehr beim Exerciren
Uns tönen aus der Vorgesetzten Mund. —
Nur: „Meine Herren!“ hört man uns tituliren
Und nicht „Kam'raden“ mehr im Bürgerbund.
So geht uns jenes schöne Wort verloren,
Was uns der Lenz der Freiheit hat geboren!

Hamburgs Bürgerkern.

Wollt ihr Hamburgs Männer kennen?
Hamburgs Schutz und hellen Stern?
Achtungsvoll will ich sie nennen
Hamburgs echten Bürgerkern.
Wenn die blanken Waffen blitzen
Uns're liebe Stadt zu schützen.

Rühmt und ehret Hamburgs Waffen
Die der freie Bürger trägt,
Um nur schnelle Ruh' zu schaffen,
Wo die Bosheit sich bewegt.
Jeder Frevel muß zerschellen,
Wo sich Hamburgs Bürger stellen.

Nicht zum Krieg und Blutvergießen
Greifen wir die Waffen an,
Ruh' und Friede zu genießen
Ist des freien Bürgers Plan.
Bürger und Senat zu schützen,
Sollen Bajonette blitzen.

Denkt zurück, was wir erlitten
Bei der Flammen Schreckenswuth,
Sagt mir, wer hat da bestritten,
Jedes Frechen Uebermuth?
Sind's nicht Hamburgs Bürgerschaaren,
Die so unverdrossen waren?

Und noch in den neu'sten Zeiten
Macht sich manche Bosheit kund,
Um nur Unheil zu bereiten,
In dem freien Bürger-Bund;
Doch mit Bürgersinn und Waffen,
Werden wir wohl Ruhe schaffen.

Ewig! dieses Wort ertöne
Hamburgs echtem Bürgerkern,
Freuet Euch ihr würd'gen Söhne,
Ueber diesen Hoffnungsstern.
Lasset stets die Waffen blitzen,
Wenn es gilt die Stadt zu schützen.

Einen Kuß.

Einen Kuß die liebe Mutter drücket
Leise auf des Neugebornen Mund,
Und der gute Vater ist entzücket,
Macht durch Küsse seine Liebe kund.
Solch' ein Kuß, vielleicht nach Angst und Schmerzen,
Glaubt es mir, er kommt aus gutem Herzen.

Einen Kuß, den wir in unsrer Jugend
Oft empfangen von der Mutter Mund,
Der nur lohnet jede Kindertugend,
Macht uns stets der Mutter Freude kund.
Selbst der Vater läßt uns oft durch Küssen
Seine Freude, seinen Frohsinn wissen.

Einen Kuß empfängt man oft beim Spiele,
Schaamroth von der Mitgespielin Mund;
Hochzeit spielt man, führt die Braut zum Ziele,
Spielt um Pfand, küßt sich die Reihe rund.
Und mit einem unschuldvollen Herzen
Wechselt man die Küsse unter Scherzen.

Doch der Scherz flieht mit den Kinderjahren —
Ernstlich küßt man der Geliebten Mund;
Und ein solcher Kuß — man hat's erfahren —
Macht oft manches kranke Herz gesund.
Mancher aber hofft, ach! stets vergebens
Auf den süßen, süßen Kuß des Lebens.

So ein Kuß besiegelt treue Liebe,
Hand in Hand, deckt sie mit Küssen zu.
Einem Kuß aus reinem, keuschem Triebe
Folgen hundert Küsse dann im Nu.
Wenn ein Herz nur für ein Herz geboren,
Dann geht ihnen nie ein Kuß verloren.

Und ein Kuß von treuer Gattin Munde
Lohnt des Gatten Müh' und Thätigkeit,
Heiter ist ihm da die Feierstunde,
Wenn die Theure einen Kuß ihm weiht.
Doch wo Zwietracht sich und Haß verkünden,
Werden wir nur wenig Küsse finden.

Auch ein Kuß mit heuchelndem Entzücken
Wird der treuen Gattin oft gebracht,
Doch liegt nur das Haus erst hinter'm Rücken
Werden Liebesreisen schon gemacht,
Wollustküsse will ich Euch nicht nennen,
Doch den Falschheitskuß, den sollt Ihr kennen.

Einst ist auch ein Kuß dem Herrn gegeben,
Teuflisch frech durch des Verräthers Mund;
Lange trachtend nach dem theuren Leben,
Schlug zuletzt die bitt're Todesstund'.
Falscher Judas, Schande Deinen Thaten!
Gottes Sohn hast Du im Kuß verrathen.

Einen Kuß auch muß ich noch erwähnen,
Gebt ihn, wem Ihr wollt, den Abschiedskuß;
Solchen Kusses, unter heißen Thränen,
Ist sich mancher Brave schon bewußt;
Dieser Kuß, er deutet Trennungsschlüsse,
Doch ein Wiedersehn bringt Freudenküsse.

Einen Kuß, den sich zwei Brüder geben,
Nennt man oftmals einen Bruderkuß,
Solch ein Kuß erheitert unser Leben,
Weckt der Bruderliebe Hochgenuß.
Doch wo Freundschaftsküsse man vertauschet,
Oft die Liebe im Verborg'nen lauschet.

Einen Kuß noch, und dann laßt mich enden —
Ach, es ist der kalte Todeskuß;
Wenn wir einst erstarrt das Auge wenden,
Ist uns nichts vom Küssen mehr bewußt.
Doch die Liebe drücket zum Beschluß
Auf den kalten Mund den Abschiedskuß.

Das bunte Weltgewühl.

Seht nur Freunde, wie verschieden
Ist das bunte Weltgewühl: —
Herrscht hier Zwietracht — herrscht dort Frieden,
Ist hier wenig, — giebt's dort viel.
Seufzen hier betrübte Herzen
Herrscht dort eitel Freud' und Lust;
Jubelt hier man unter Scherzen,
Aechzt dort eine kranke Brust.

Während wir dort volle Tische
Bei dem reichen Prasser sehn;
Braten, Früchte, Wein und Fische
Duftend in die Runde gehn.
Giebt es in der Armuth Hütte,
Dieser Heimath bittrer Noth,
Als Gewähr der fünften Bitte
Nur ein Stückchen trocknes Brot.

Horch! — dort steigt zum Abendhimmel
Ein Gebet noch auf zu Gott,
Dankend, nach des Tag's Getümmel,
Für das karge Täglich=Brot,
Während nah' in Trinkgelagen
Lärm und Fluchen herrscht und Schrei'n
Und statt Edlem nachzujagen,
Man sich letzt an Spötterein.

Hier, im schlichten Bürgerhause
Herrschet Ruh' und Einigkeit,
Beim frugalen Mittagschmause
Goldene Zufriedenheit. —
Dort im prunkgeschmückten Zimmer,
Kennt nicht Maß und Ziel der Zwist,
Unzufrieden lebt man immer,
Ob man gleich ein Krösus ist.

Sieh hier unschuldvolle Mädchen,
Sittsam sich im Tanze dreh'n,
Während morgen sie am Rädchen
Sich in edlem Fleiß ergeh'n.
Aber dort, im Dunst der Sünde,
Auf der Wollust Leichenspur
Welkt das schönste Angebinde:
Holde Anmuth der Natur.

Ach, oft trennt nur eine Mauer
Bitt'ren Schmerz von heit'rer Lust:
Hier umfängt des Todes Schauer
Eines Vaters kranke Brust;
Weib und Kind vergeh'n in Weinen,
Während nah', beim Lustgetön,
Sich der Bürger und die Seinen
Heitern Sinn's im Tanz ergehn.

Sieh, dort schnauben muth'ge Rosse,
Einem Phaëton vorgespannt;
In der Kissen weichem Schooße
Spreizt sich ein geschmückter Fant.
Doch ganz nah, gestützt auf Krücken,
Mit dem Haar schier silberweiß,
Tief gebückt den morschen Rücken,
Schleicht ein armer kranker Greis.

Horch! — die Trauerglocken klagen,
Weithin zieht der Weihrauchduft,
Denn man fährt auf prächt'gem Wagen
Einen reichen Herrn zur Gruft. —
Während dort her — zwei Gefährten —
Schleppen einen föhrnen Sarg;
Scharren ihn in kühle Erden,
Reih' an Reih', denn Raum ist karg.

Seht, so ist das Loos verschieden,
In des Erden=Daseins Müh'n,
Was dem Sterblichen hienieden
Unerforschter Rath verlieh'n.
Fragend blicken wir nach oben,
Doch der Menschheit Genius spricht:
Gütig ist der Vater droben,
Nur der Mensch gehorcht ihm nicht.

Die deutschen Auswanderer.

Ein stolzes Schiff zieht langsam durch die Wellen,
Es führt uns uns're deutschen Brüder fort,
Die Flagge weht, die weißen Segel schwellen,
Amerika ist der Bestimmungsort;
Auf dem Verdecke stehen bunte Reihen
Dem Vaterland den Abschiedsgruß zu weihen.

Dort zieh'n sie hin, wer wagt es noch zu fragen:
Warum verlassen sie ihr Vaterland?
O Deutschland, Deutschland! kannst du es ertragen,
Daß deine Völker werden so verbannt?
Schaut her, ihr Landesväter, seht sie ziehen,
Seht Eure schönsten Arbeitskräfte fliehen. —

Wir stehen hier am heimathlichen Strande
Und blicken unsern deutschen Brüdern nach,
Nicht Hochmuth treibt sie aus dem Vaterlande,
Nein, Nahrungslosigkeit und Noth und Schmach.
So fliehen sie das Land, das sie geboren
Und haben sich ein fernes Grab erkoren.

Dort zieh'n sie hin auf wilden Meereswogen,
Arm kommen sie im fernen Welttheil an,
Und unter'm fremden, weiten Himmelsbogen
Erwartet sie ein neues Schicksal dann.
O Deutschland, Deutschland! kannst du ohne Grauen
Die Flucht der armen Landeskinder schauen? —

Erinnerung an den Charfreitag.

Christus ist für Wahrheit! Recht! gestorben;
Heilig sei uns der Erinn'rungstag!
Achtung für den Held! der uns erworben
Reine Lehre, ohne Trug und Schmach.
Für die Freiheit ist sein Blut geflossen;
Recht und Licht war stets sein Losungswort. —
Ehret Ihn, der treu und unverdrossen
Jede Schmach ertrug am Kreuze dort.
Tretet her, Ihr Wahrheitsunterdrücker,
Achtet hoch den edlen Volksbeglücker;
Gott will Recht und Wahrheit fort und fort.

Das Gewissen.

Wehmuth nagt an seinem Herzen,
Inn'rer Kampf durchdringt die Brust,
Lastende Gewissens-Schmerzen
Hemmen jetzt die Mordeslust;
Elend liegt die Kraft darnieder,
Lebensglück kehrt nimmer wieder,
Mördern singt man Sterbelieder.
Tritt jetzt Reue in's Gewissen? —
Jacobs Blut um Rache schreit;
Mörder Du wirst sterben müssen.
Mach' zur Buße Dich bereit.

Dem Hamburger Bildungs-Verein für Arbeiter zu seinem Stiftungsfeste.

Herrlich nah't die schöne Stunde,
Auf, ihr Brüder, lobet sie;
Mächtig strahlt in Eurem Bunde
Bildung, Licht und Harmonie!
Unbekannt mit Lehr' und Wahrheit
Ruhete das Bildungswort,
Groß und prächtig glänzt in Klarheit
Euer Bund jetzt fort und fort.
Rastlos Wirken, emsig Ringen,

Bildung will der Geist der Zeit,
Jeder Fortschritt kann Euch bringen
Licht, Freiheit und Einigkeit!
Dulon spricht: Es graut der Morgen
Und der schöne Tag bricht an,
Nicht verzagt, wir sind geborgen,
Groß und schön ist Euer Plan.
Seht, hier ist das Losungszeichen,
Vorwärts, vorwärts, Hand in Hand,
Emsig vorwärts, niemals weichen,
Rettet den Arbeiterstand.
Ehre sei dem schönen Bunde,
Jedes Lob gebühret ihm,
Nacht und Nebel sind verschwunden,
Fortschritt, Bildung sollen blüh'n.
Ueber Tyrannei und Ketten
Reicht die Bildung sich die Hand,
Aberglaube wird zertreten
Ringsumher in jedem Land,
Bis der Mensch in seiner Würde
Einst als freier Mensch sich naht,
Ist vernichtet jede Bürde,
Tod ist dann der Knechtschaft Pfad,
Elend, Kummer, Armuth, Plage,
Ruhet dann im stillen Grabe.

Die letzte Stunde des Hamburger Schiffes „Johns“.

Es heulte bei Sincapore das Meer,
Es brauste der Sturm an den Küsten,
Und „Johns“, das Hamburger Schiff, kam daher,
Die windvollen Segeln sich brüsten.

Beladen im Innern mit kostbarer Last,
Durchbrach es die schäumenden Wogen,
Hoch flatterte lustig der Wimpel am Mast,
Sich schlängelnd in lieblichen Bogen.

Die kräftige Mannschaft war thätig bewegt,
Sang Lieder aus fröhlicher Kehle;
Ein Mann stand, die Hand fest an's Steu'rrad gelegt,
Und lauscht' auf des Steu'rmann's Befehle.

Doch schnell sollte enden der heitere Sinn,
Das muntere, fröhliche Treiben;
Schiff „Johns“, sprach der Himmel, mit Fracht und Gewinn,
Soll hier auf den Klippen gleich bleiben.

Zum letzten Mal nahm man die Sanduhr zur Hand,
Und stellt' sie, die Zeit zu erwägen,
Zum letzten Mal strömte der rothbraune Sand
Dem unteren Boden entgegen.

Dann plötzlich vernahm man den schrecklichen Krach!
Der Jedem den Tod prophezeihte:
Auf blinder Klippe das Schiff gleich zerbrach,
Das Meer es dem Untergang weihte.

Jetzt setzte man schnell in die Fluthen das Boot,
Darin zu erretten das Leben;
Kein Gut war zu bergen, es drängte die Noth,
Man mußt' sich dem Schicksal ergeben.

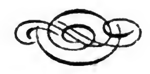
Starr waren die Blicke zum Himmel gewandt,
Rasch schwang sich das Boot von dem Schiffe,
Und plötzlich, das schöne Schiff „Johns" ach! versank
In des Meeres unendliche Tiefe.

So eben noch sah man im Winde daher
Die schneeweißen Segel stolz prangen,
Jetzt sah man nur treiben auf wogendem Meer
Zerrissene Lappen und Stangen.

Es stiegen Gebete inbrünstig zu Gott:
Ach, Vater, schenk' uns dein Erbarmen!
O, sende herab einen Blick auf dies Boot,
Und rette vom Tode uns Armen.

Die frommen Gebete, der angstvolle Schrei,
Es drang dem Erretter zum Ohre;
Es führte ein Dampfschiff aus Holland herbei,
Das brachte sie nach Sincapore.

Plattdeutsche Gedichte.



Hans Flink un dat Gaslicht in Hamborg.

Hans Flink, en slichten Buursmann,
Köm letzmal antoslieken,
Na Doorsluß, dorch de Reeperbahn,
Dat Gaslicht to bekieken,
Von ene Sperre wuß he nicks,
Drum pett he dorch dat Door ganz fix.

De Mann, de vor de Sperrbood steiht,
Meent, man will em bedreegen,
Drum kummt, als Hans vorbie em geiht,
He op em los to fleegen:
„Mien Fründ, glöst he, dat geiht hier so?
Veer Schilling her; dat Door ist to!“

„Potz Hagel!“ seggt Hans Flink, „watt nu?
Dat Door dat is ja apen,
Da kann doch Jeder in un ut.
Ick bün doch nich besaapen,
Dat ick nich dorch en toes köhm,
Ward he wol sicher sülvst insehn.“

„Nich resonneert un keen Scandal,
Will he uns watt vertellen?
Kumm, Schildwach, arreteer em mal,
Ick will mi hier nich schellen,“
So schreet de Mann, wat wör to maaken?
Hans muß veer Schilling springen laten.

Na'n Tüchhuusmark güng Hans nu henn,
Da geef et veel to sehen,
So manche Gaslücht, de dar brenn,
Veel Lüüd wöörn up de Been,
Hans Flink harr mal von Gaslicht hört,
Doch watt et is, wör em nich lehrt.

Dicht bie em stund en Arbeitsmann,
Un seeg dat Gaslicht brennen,
Tööf, dach Hans Flink, de kickt et an,
De will dat ok wol kennen.
He reedt em an: „Mien Fründ, ut Spaß
Segg he mi doch, wat is denn Gas?“

„Hör, Landsmann,“ seggt de Arbeitsmann,
„Watt ick davon do kennen,
So is et bloot en swatten Damp,
Den man ut Kahl'n deiht brennen,
Un wi hefft ja en Sprichword hier,
Dett heet: Wo Damp is, is ok Füür.“

„Doch hör he mi vernünftig an:
So'n Gas is allerwegen;
Ick mugg woll wetten, jeder Mann
Drigt Gas in sienen Breegen,
Un stickt man fröh son Gaslicht an,
So ward en Kind en kloken Mann.

Gar Mancher hett en hellen Kopp,
Dat ward he sülvst wol weten,
Dat maakt, man hett bie Tieden ok
Sien Gaslicht em ansteken,
Un wem all jung sien Gaslicht brennt,
Dat ward en Mann, de Mores kennt.

Ok welke loopt so in de Welt
Un lat ehr Gas bloot swälen,
Se räkent, bookstabeert un tellt
Un mööt sick ümmer quälen,
Dat maakt, half apen is de Hahn,
Drum kann de Flamm nich hell upkahm.

Doch mancher Minsch, mutt man gestahn,
Deiht sülvst sien Gas anzünnen,
He söcht un grabbelt an den Hahn
Un deiht em endlich finnen,
He dreiht em ümmer höger op,
Toletzt is hell sien ganze Kopp.

Un Mancher ok is to beduurn,
Kummt gar nich recht to Sinnen,
He weet sien Gas nich to beluurn,
Weet nich den Hahn to finnen,
He puddelt so in Düstern los
Un arbeit vor de Annern blos.

Nu gift dat ok noch flüß'gen Gas,
Doch de verbrennt den Breegen,
Verbrennt de Lung un swächt de Kaß,
Bringt wäder Glück noch Seegen,
Un düssen Gas sien argste Friend,
Dat is — de Mäßigkeits-Verein.

En Bitjen von son flüß'gen Kram,
Meent Mancher, kann nich schaden,
Doch dreiht jo nich to hoch den Hahn,
O, Bröder, lat jo raden,
Un lat jü nich dat Nadreihn sien,
Jü maakt jo vör de Welt to'n Swien.

Jan Klapperbeen, mien Fründ, de weet
Sien Saak genau to maaken,
Noch ehr wi uns na em umseht,
Hett he den Hahn toslaten,
Dat Todreihn is oft gau geschehn,
Dat Aapendreihn hett lange Been.

He is, wie man dat däglich süht,
En strengen Lüchtversorger,
He kummt to de bestimmte Tied
Bie Kaiser, Buur un Borger,
Wo he dat Gaslicht ut het dahn,
Bruukt keen Ansteker mehr to kahm."

„Fründ," seggt Hans Flink ganz ungeneert,
„Ick will dat nich vergeeten,
Watt he mi von den Gas hett lehrt,
Dat heff ick noch nich weeten;
Ok ick will na den Gashahn grabbeln,
Un will nich mehr in Düstern tappeln.

De dütsche Eenigkeit.

Ick heff von dütsche Eenigkeit
All veel vertellen hört,
Doch wo se sitt un stäken deiht,
Dat is mi noch nich lehrt.
Drum frag ick in mien Dumm'rigkeit,
Watt is denn dütsche Eenigkeit?

Wi wölt un möt uns eenig sien,
Hört man en Jeden schreen,
Un darbi is ok keen Quentin
Von Eenigkeit to sehn;
Wenn man sick schellt un stritt un sleit,
Is dat denn dütsche Eenigkeit?

De „Nahricht" schrift gar mannigmal
Von dütsche Eenigkeit,
Gliek achteran steiht von Krawall
Un Volks=Uneenigkeit;
Dann denk ich oft in mienen Sinn,
Wo mag de Eenigkeit wull sien?

Eenmal snack ok sogar mien Froo,
Von Eenigkeit un Ehr'!
Se geef ton dütschen Flotten=Boo
Twee scheebe Schillings her,
Dat schöne Geld is all verkleiht,
Is dat denn dütsche Eenigkeit?

Mal stecken veele sick an'n Hoot
Ok Eenigkeits=Cocar'n;
Mien wör wie'n Suppentoller groot,
Ick mök mi recht to'n Narr'n.
Dat wör son lütje dütsche Freud,
Doch wiet enttwei von Eenigkeit!

Süht man sick in de Welt mal um:
In Baden flütt veel Bloot,
Dar scheet se ümmer man so „Bum“
So manchen Dütschen doot;
Wenn man mit Minschen so umgeiht,
Is dat denn dütsche Eenigkeit?

Wie oft kummt nich ut unse Mitt'
Een Mann bums in Arrest?
Dann schölln wi gahn man all gliek mit,
Dat, dach ick, wör dat Best.
Doch dann maakt Jeder dat he geiht;
Is datt denn dütsche Eenigkeit?

Drum mag ick von den ganzen Krahm
Ok gar nicks mehr von hör'n;
Watt helpt mi denn de groote Nahm
Un all dat Resonneeren?
Een Jeder gröhlt un Keener deiht
Watt vor de dütsche Eenigkeit!

De böse Welt.

Wat man jetzt in de Welt bedrift
Is nie de Minschheit recht,
Wie man ook geiht un wo man blift —
Wat ward daröber seggt?
Ob loppt man oder sachte geiht,
To'n Schlechten ward jetzt Alles dreiht.

Drigt Sündags man en goden Rock
Un treckt mal Hanschen an,
So is man gliek mit Hoot un Stock
En ganzen fienen Mann;
Gliek heet et: Kiek mal uns'n Maat,
Hurrjees', wat maakt de Kerl for'n Staat!

Un treckt man sik recht simpel an,
Geiht ut mit Jack un Bücks,
Denn heet et: Kiek mal, düsse Mann
Hett vun sien Arbeid nicks;
He geiht in Tüüg so schraffelich,
Ick glööv en Rock het he gar nich.

Wenn man recht flink un flietig is
Un hett stets frischen Moth,
Denn heet et gliek: Dat is gewiß,
De arbeid' sick noch dood.
Doch loppt man nich gliek wie en Haas,
Wat is man denn? — En fuules Aas!

Verkloppt man Sündags mal sien Geld
Un kummt alleen to Huus,
Denn heet et glieck: Dat is en Held,
Hett all sien Kram versuust! —
Doch wer sien Geld to sparen kennt,
De ward ook glieck Giezangel nennt.

Is man vergnögt un singt oft mal
Un kann nich trurig sien,
Denn heet et glieck: Wat en Skandal,
De Kerl hett woll en Splien!
Doch is man still un hollt sien Mund,
Wat is man denn? — En wruckschen Hund!

So is et: Wenn man räsonneert
Un veel vertellen deiht,
Denn heet et glieck: Süh an dat Deert,
Wie den dat Muulwark geiht.
Doch is man still un hört blot to,
Is man en Döskopp, so wie so.

Kofft man sik mal en lüttjen Schluck
Un drinkt em richtig ut,
Denn heet et glieck: Ick glööv he supt,
Dat sütt man an sien Snut.
Drinkt man keen Brann'wien un seggt nee,
Denn heet et glieck: He drinkt blot Thee!

Wenn man det Morgens fröh opsteiht
Un treckt sick an in Ru,
Denn weet man wie dat Sprickwoort geiht:
De hett woll gar keen Ruh.
Doch hett man spät de Döhr noch dicht,
Js man en Slaapmütz, de blot liggt.

Drum will ick mi an anner Lüüd
Dok ganz un gar nich kehr'n,
Will dohn un laaten wi de Tied
Mi selber deiht belehr'n;
Denn wer um anner Lüüd sick quält,
De weet noch selbst nich wat em fehlt.

Hamborger Volks-ABC.

A

Arbeit blos vor de Dummen is,
Dat is ja eenmal ganz gewiß,
De klooken Lüüd sünd to bedacht,
Nehmt for de Arbeit sick in Acht.

B

Brot is genog noch in de Welt,
Un Botter ok, dat heet for Geld;
Doch de keen Geld in'n Büdel hett,
For denn is Botter veel to fett!

C

Collera is en böse Süük,
Krigt manchen Heuler bi de Prük.
Drum sie en Jeder hübsch bedacht,
Un nehm for't Heulen sick in Acht!

D

Dagdeef, en Kerl, de in de Welt
Sien Nebenminschen drifft un prellt,
Un selbst so fuul as Bohnstroh is,
Dat is en Dagdeef ganz gewiß.

E

Ehestand, de is recht good,
Is he man ohne Sorg un Noth,
Sünst ward oft ut den Ehestand
Een bitterböser Wehestand.

F

Freeheit, en Wort, watt herrlich klingt,
Un uns veel schöne Hoffnung bringt,
Doch de von Freeheit veel vertellt,
De ward glieк bums in'n Schatten stellt.

G

Gaslicht ward na un na bekannt
In't ganze düütsche Vaderland,
Doch watt helpt all dat schöne Licht?
Hell ward et doch in Dütschland nich. —

H

Haynau, en grooten General,
Wör körtlich erst in England mal,
Un haal sick dar, statt Porter-Beer
En düchtige Dracht Prügels her.

J

Jungfernstieg, en Promenaad,
Wo veele Lüüd spazeeren gaht,
Doch is de Naam Beleidigung
For veele Damen ohlt un jung.

K

Kalenner is en nettes Book,
He wies't uns Dag un Datum ok;
Doch watt he von dat Wedder schrift,
Dat is so good wie Rottengift.

L

Lotto is en böses Spill,
Wiel Jeder watt gewinnen will.
Mien Grootmoder ehr Sprickword wör:
„Dat Spill, dat kummt von'n Dübel her."

M

Matrosen, dat sünd lust'ge Lüüd,
Sünd manchmal bannig ut de Tüt;
Drum wulln de frommen Damen ok
Jem letzt belehrn in't Bibelbook.

N

Nicolaikirch, en hübschen Boo,
Dar hört noch manche Schilling to,
Un wenn dar sall en Thorn noch stahn,
Denn schafft man düchtig Schillings an.

O

Ordnung, Eenigkeit un Geld
Kann woll regeern de ganze Welt;
Doch dorch Verrath un Heuchelkrahm
Blifft ganz toletzt keen Huus mehr stahn.

P

Polka mutt jetzt alles sien,
Polka=Beer un Polka=Wien,
Prüken, wie vor hunnert Jahr,
Nennt se jetzt gar Polka=Haar.

Q

Quäleree for Thiere sall
Gar nich sien, op keenen Fall,
Doch an Minschen ward nich dacht,
Quält man jem ok Dag un Nacht.

R

Rebelljon un Wöhlerwuth,
Darmit richt' wi gar nicks ut,
Bildung, Ruh' un Sittlichkeit
Bringt von selbst uns de Freeheit.

S

Swatt=Roth=Gold, de dütsche Flagg,
Sull uns föhr'n ut düstre Nacht,
Doch da weer to'n grooten Nebel,
Drum regeert ok noch de Säbel.

T

Telegraph, en narsches Ding,
De uns Nahricht bringt so flink.
Paßt mal op: na en paar Jahr'n
Könt wi telegraphisch fahr'n.

U

Untucht herrscht in unsern Staat
Freelich noch in manche Straat,
Un de Polizei? — Ick swört,
Ward dabie nich rungeneert.

V

Volksfreeheit, en hübsches Wort,
Wünschenswerth an jedem Ort,
Doch de wahre Volksfreeheit
Will Geduld un Eenigkeit.

W

Wahrheit immer ward bestahn,
Un sull ok de Welt vergahn;
Woortbruch, Lögen un Meeneid
Sünd verdammt in Ewigkeit.

X

Xantipp wör en böses Wief,
Güng ehr'm Mann gar arg to Lief,
Hest Du en, un grölt se maal,
Sett Du se man düchtig dahl.

Y

Ygels, riekliech in de Dörtig,
Wull'n nich suugen achtunveertig;
Un man leet jöm ruhig stahn,
Nu faht fix se wedder an.

Z

Zopp, en ganz verdübelt Ding,
De in'n Nacken danzt un springt,
Un wiel noch regeert de Zopp,
Hol ick flink mit Schrieben op.

De Eerdball.

De Erdball is en narsches Ding,
Dreiht sick fortwährend um;
Drigt Minschen langsaam un ok flink,
Sünd klook un sünd ok dumm.
De Een is arm, de Ann're riek,
De Een is dünn, de Ann're dick.

Gar Mancher kummt so recht verdreiht,
Dreekantig dorch de Welt;
Wo et stets half unklook hergeiht,
Dar tritt he op als Held.
He hett sien Saak op gar nicks sett,
Op he veel oder wenig hett.

Un Mancher hett en hellen Kopp,
De handelt mit Bedacht;
Süht he de Annern in Galopp,
Denn geiht he erst recht sacht.
He lüstert scharp bett dat he hett,
Sien Schaap recht hübsch in Drögen sett.

Wi Mancher is ok to beduu'rn,
He arbeidt Dag un Nacht;
Weet nie den Standpunct to beluu'rn,
Wo em dat Glück to lacht.
He puddelt half in Slaap stets los
Un arbeidt for de Annern bloß.

Un Mancher hett ok nich den Moth,
Dat he mal watt reskeert;
Hett he man blos sien däglich Brodt,
Dat he sick eben nährt,
Denn sluddert he sien ohlen Gang,
In Armoth so sien Lebelang.

Ok Mancher kummt als Rickmann's Kind,
All glänzend op de Welt;
Is gegen jede Armoth blind,
Sien Gott, dat is sien Geld;
He kennt keen Kummer, Noth un Qual,
Sien Leben is en Freudensaal.

Wi Mancher is totahl verleeft,
Bett över Nääs un Ohr'n,
He weet gar nich warum he left,
Woto he is gebor'n.
He leeft bett dat he nich mehr kann —
Dat Ann're geiht em all nicks an.

Un Mancher sorgt ok blos for sick,
Un plägt sien Körper fix;
He fritt un supt, ward fett un dick,
Dat Ann're quält em nicks.
Wo't düchtig watt for'n Snabel gifft,
Dar ümmer he als Gast geern blifft.

Ok Mancher fritt for Giez sick op,
Is oftmals nich half satt;
Spaart Geld un Good in Bargen op,
Denn hebt de Annern watt.
Em argert dat Begräbniß-Geld,
Wenn he mal weg mutt von de Welt.

Gar Manches leht sick noch oprôhrn,
Wie't op den Erdball geiht;
Doch Jeder mutt sick selbst verhörn,
Wie't selber mit em steiht.
Denn oftmals, ehr wi uns verseht,
Singt wi den letzten Vers von't Leed.

Hamborger Volks=Vader=Unser.

Vader Unser de du bist in'n Himmel,
Nimm di doch de arme Minschheit an,
Kiek hendal in't bunte Volksgetümmel,
Maak doch satt den armen Arbeidsmann;
Stöör den Wucher un laat doch for allen
Unse Spintbrööd balde en paar Schilling fallen.

Heilig, heilig, sall dien Nam' uns blieben,
Denn de föhrt uns op de rechte Bahn,
Alle Spotters magst du wiet verdrieben,
De so'n Heuchlermaske oft nehmt an,
Alle Muckers, de sick hier wöölt nestern
Drief heruut, denn se wöölt di blos lästern.

Doch dien Will' de sall un mutt geschehen,
Wat du deihst, is immer recht un good,
Un wer di nich hört un will nich sehen,
De is bi lebend'gen Liev all dood,
Du wullt, dat en jeder Minsch sall eeten,
Doch dorch Wucher ward dat oft terreeten.

Unser däglich Brot wullt du uns geben,
Du givst jeden lüttjen Vagel satt;
So veel waß't, dat jeder Minsch kann leben,
Doch de Wucher drückt so manche Stadt;
Darum, Vader, hör doch unser Flehen,
Laat uns balde bill'ge Tieden sehen!

Unse Schuld wult du uns geern vergeben,
Dat is uns ja in de School all lehrt,
Doch wi mööt ook immer darna streben,
Dat wi selbst den Feend noch leevt un ehrt,
Jeden Minschen minschlich ook behandeln,
So het Christus lehrt, so sölt wi wandeln.

In Versöökung föhr uns nie un nimmer,
Herr! Erlöös von jedet Unheil uns,
Maak de dühre Tied doch nich mer slimmer,
Sie mit uns, un schenk uns diene Gunst,
Eendehl wölt wi bitten noch vor allen,
Laat Accies un Doorsperr endlich fallen.

Darum, Vader, höre unser Flehen,
Denn dien is dat Riek, de Herrlichkeit,
Laat uns billige Kantüffeln sehen,
De doch jeder Minsch geern eeten deiht,
Laat den Pries vun Fleesch un Botter sinken,
Laat uns bald en bill'ge Tokunst winken! Amen.

De Dood.

De Dood het hier op düsse Welt
Gar selten mal en Fründ,
Denn he het uns de Tied afstellt
So wie wi wussen sünd;
Groot oder lütt, dick oder dünn,
Vor Jeden sleit de letzte Stünn.

Da kummt he oft so sliekend an
Un krigt uns bi de Plünn'n,
Den König wie den Sandfohrmann,
He weet uns woll to finn'n,
Un he maakt gar keen Unnerscheed,
Is't Kittel oder Königskleed.

Wohen he kummt, helpt sicherlich
Keen Quecsen gar nich mehr,
Denn Kumplimente maakt he nich,
Dar het he nicks vun lehrt;
He krigt to de bestimmte Stünn
Selbst ook den Doctor bi de Plünn'n!

Bi'n Rieken, de veel Braden fritt,
Kummt he oft ganz behend,
Wenn he noch bi den Nahdisch sitt,
Un maakt den Kraam en End,
Krigt em von achtern bi den Krips,
Seggt: „Kumdumitmußt“ — dar helpt nicks!

Besteeken lett he sick ook nich,
Geld het vor em keen Werth,
Sünst har woll manche Rieke glief
Em Dusende verehrt;
Doch em is nicks mit Geld gedeent,
Sünst har em Rothschild geern wat lehnt.

Dat is ja ook en Selbstverstand,
Dat Geld dat nützt em nicks;
He het sien Seessel in de Hand,
He bruukt keen Rock, keen Bücks,
Keen Wahnung, Füürung un keen Brot,
He bruukt nich mal en ohlen Hoot.

He is recht leisig op de Been,
Denn em sitt nicks in'n Weg,
Drum köönt wi överall em sehn,
He huust oft gar nich slecht,
Bald is he hier, bald is he da,
Smitt um sick her mit Collera!

Oft hetzt he ook de Völker op
To Krieg un Rebelljoon,
Denn weet he, kost et machen Kopp,
Denn het he veel to dohn,
Dat is en Futter for sien Muul,
Denn huust he sicherlich nich fuul.

Wie mancher kratzt oft for em ut,
Wenn he in'n Anmarsch is,
Den lopt he nah in vuller Wuth,
Un halt em in gewiß;
Denn wer for em weglopen deiht,
Den het he oft toerst afmeiht!

De Wihnachtsabend bi'n Handwerksmann.

Hurrah! nu kummt de Wihnachtsabend,
Fro Meistrin röhrt en Klöben all!
Hurrah! nu gift et Wihnachtsgaben
For Riek' un Arm allöwerall.
Un ook de brave Handwerksmann
Schafft for sien Lüüd Geschenke an.

De Köksch de het den Rock opsteeken,
Se singt un schürt dat Huus mit Lust,
De Herr ward ehr ook nich vergeten,
Dat is ehr ja all längst bewußt,
Un an den Brögam denkt se ook,
De krigt en hübschen sieden Dok.

De Meister is hüt nich to drapen,
Denn he loppt in de Stadt umher,
Kofft Speeltüg, bleerne Soldaten,
Ganz reguläres Militair,
Kofft Wallnöt, Appeln, geiht na'n Doom,
Un halt en schönen Wihnachtsbom.

De Lehrjung het genog to släpen,
Mutt Karpen, Marrck, Botter hal'n
Bruunkoken deiht he sick versteken,
So brukt he se nich to betal'n,
Un wat de Meister köpen deiht,
Bringt he to Huus in vulle Freid.

To Huus kummt nu de Meister wedder
Un seggt glick Fierabend an,
Un de Gesellen treckt von Ledder,
Se wascht sick, kämmt sick, treckt sick an,
De Lehrjung het noch watt to kleien,
Kraamt op un maakt de Warkstatt rein.

Nu nimmt denn na un na bi Lütten
De Sak en annre Wendung an,
De Meister geiht in'n Sörgstohl sitten,
Un schmökt en Piep mit Knaster an,
De Köksch un de Fro Meisterin
Putzt op den Wihnachtsbom ganz fien.

Knecht Ruppert rasselt nu mit Keden,
He het sick in en Laken dreiht,
De Kinner möt den Wunsch herbeden,
Den Vatter hüppt dat Hatt vor Freid,
De öllste Söhn de bringt ganz nett
En Bildniß, wat he tekent het.

Mit eenmal geiht de Dör noch apen,
De beste Staatsstuv, hell un schön,
En groten Bom mit hübsche Saken,
Ganz vull mit Lichter kann man sehn.
So, Kinner, seggt Fro Meisterin,
Hier is for alltosam wat in.

Nu mutt mal Eener sehn dat Rieten,
Soldaten, Trummel, Fleit un Kaar,
Un for de Deerns wat tweitosmiten
En Popp un echte Dresdner Waar,
Un for den öllsten Söhn is da
En hübsche Handharmonika.

Nu ward ook de Gesellen ropen,
De Köksch un Lehrjung allepaar,
Vull Wallnöt, Appeln un Bruunkoken
Nimmt Jeder nu sien Teller waar,
Un unnen op den Teller is
Wat in Papier, dat is gewiß.

De Meister sall en Slaprock dregen
In Huus, den hett sien Fro em kofft,
Fro Meist'rin het en Mantel kregen,
Dat is en Freid ganz unverhofft.
Un darto noch en echten Hot,
Ick segg, de kleed Fro Meistrin good.

Nu gifft dat Karpen un Kantüffeln
Un flietig schanzt nu Grot un Kleen,
Ick segg, dat gifft wat wegtosnüffeln,
Se hefft App'tit, dat kann man sehn;
Toletzt gifft Punsch noch achteran,
So geiht dat bi den Handwerksmann.

De Relijon.

Wat striet de Lüüd sick in de Welt
Jetzt um de Relijon,
So mancher relijöse Held
Hett anners nicks to doon;
So'n Minsch, de hett noch nich mal lehrt
Wat Hunger is un Dost,
Sett op sick selvst en groten Werth,
Kennt weder Hitt noch Frost.

Daar queest un schrievt se von Mistik
Un inn're Mission,
Von Juden, Christen, Jesuit
Un von den Papst in Room,
Von Katholik un Protestant,
Luthersch un reformeert,
Un Gott weet wat noch allerhand
Söökt se vor Titels her.

Wat helpt mi denn so'n Schrieberee,
Is Schaad' um dat Papier,
Wat do ick mit Meeting un Thee
Un wat wi all hevt hier,
De Minsch de weert ja sülvst toletzt
Nich mehr wat he sall dohn.
Nu frag ick blot: wat is de best'
Un schönste Relijon.

Do Recht, gah redlich dorch de Welt,
Verletz' niemals dien Pflicht,
Wer över di is hoch gestellt,
Ook vor den zittre nich;
Giv jeden Minschen Ehr un Recht,
Den Arbeider sien Lohn,
De Wahrheid sprick stets troe un echt, —
Dat nenn ick Relijon.

Laat nie de Tied annütz vergahn
Un bummel' nich umher,
Denn Fliet un Arbeid ziert den Mann
Un bringt em Ruhm un Ehr,
Un kannst du den Arbeiderstand
Jemals wat Godes doon,
So beed em fründlich diene Hand —
Dat nenn' ick Relijon.

Wie mancher stellt so heilig sick,
Nennt sick en frommen Mann,
Gott segnet em, denn he is riek,
Fromm is sien Lebensbahn;

Doch kloppt de Armooth bi em an,
Seggt he: „Ick kann nicks dohn!"
So wahr ick bin — hett düsse Mann
De slechtste Relijon!

Verännerte Wahnungs.

Erst kortlich hefft wi Stichdag hat,
Dar güng et lustig her,
Dar fahr'n de Lüüd in uns're Stadt
Mit Möbeln Krüz un Queer,
De Wahnung ännert Mancher sick
Fast alle halbe Jahr;
Den Enen is et hier to lütt,
To groot den annern dar,
Doch wenn et gung na mienen Sinn,
Ick mieth de Lüüd ganz anners in.

De armen Lüüd de wies ick gliek
Hen na de Riekenstraat,
Na Kugelort un Pulverdiek
Muß trecken de Soldat,
Na'n Zippelhuus mutt Jeder hen,
De ümmer weent un blarrt,
Specksgang is wunnerschön for den
De Fettwaar'nhändler ward,
De Froonslüüd de keen Mann affriegt,
Gliek vorwärts, marsch na'n Jungfernstieg.

De Wittwen un de Weesen mieth
Ick bi de Trostbrügg in,
De Queesenköpp un bösen Lüüd
De wies ick an den Grimm,
Beerdrinker na de Broerstraat,
Na'n Krahn de Arbeidslüüd,
De Bankrottörs ganz ohne Gnad
Gliek na de Kibbeltwiet,
Un jedes neevermählte Paar
Sull gliek na'n Paradieshof fahrn.

De Schuldners mieth ick alltosaam
Gliek bi de Pumpen in,
Doch wo mutt woll en Süüper wahn?
Brandsend' mutt et all sien;
So'n Jäger de Kranzvagels schütt
De mutt na'n Kraienkamp;
En Mann, de oft sien Froo vergitt
Na'n Ehebreekergang,
So'n Bummler de blot stehlt de Tied,
Gliek vorwärts na de Fuhlentwiet.

De Lilienstraat de is bestimmt
Vör tugendhafte Lüüd,
Wer gar keen Druppen Brannwien drinkt
Mutt na de Watertwiet;
Buurstah wör vör de Melklüüd good
De oftmals opt Trottaar
Uns bannig an de Waden loopt,
Dat afschüürt Huut un Haar;

Geldwucherers de mussen glief
Na'n Sülbersack, daar ward se riek.

Wer danzen will mutt een, twee, dree
Gliek na de Dreibaan hen,
Denn im Apollo-Saal kann he
Probeeren mal sien Been;
De Düsternstraat de heff ick hüüt
For Frömmlers uterwählt,
Na'n Eekholt bring ick all de Lüüd
De et an Füürung fehlt,
Wer ümmer left in Lust un Freud
De mutt woll na de Herrlichkeit.

En Kammerjäger glööv ick doch
Mutt in de Krät' logeern,
For jeden Hittkopp will ick noch
De Iiskuhl rekummandeern,
En Astronom op jeden Fall
Mutt in de Steernstraat wahn,
Op'n Stintfang sull'n gliek öwerall
For Fischers Hütten stah'n
For Lüüd de sick geern Fööt afpett
Dar wär de Mattentwiet recht nett.

For Broers wär doch ganz gewiß
De Hoppensack veel werth,
Na'n Schoolgang broch ick recht mit List,
All' de nich veel hefft lehrt,

Vör Demokraten weet ick doch
Gottstraalacks gaar keen Straat —
Stopp — en Deel fallt mi in doch noch,
Ick heff dat Rechte faat:
Ick mutt mit jem na Alt'na gahn
Un laat jem op de Freeheit wahn.

Kehrwedder ligt bie'n Sanddoorwall,
Dar heff ick selber wahnt,
Doch en Deel watt mi nich gefaat,
Dat hett wol Keener ahnt:
Op en Siet braad de Lüüd de Fisch,
Blos ümmer in de Pann,
Drum bün ick denn mit Bett un Disch
Wegtrocken gliek na'n Sann.

Fastnacht.

Fast Nacht is et överall,
Alles flickt in Düstern.
Op den ganzen Erdenball
Hört man ängstlich flüstern.
Dicke Nebel ringsumher,
Armoth, Noth un Klagen. —
Wo kaamt beet're Tieden her?
Hört man Jeden fragen.

Nehmt bloß mal so'n Arbeitsmann,
Hett dat Huus vull Kinner,
Kann kuum schaffen so veel an,
Wie se opfrät immer;
Hangt ok Swienskköpp överall,
Rookfleesch, püke Stücken,
Jem kann, wenn't jem ok gefallt,
Keens davon beglücken.

Denn he hett sien grote Noth,
Hüüt so woll wie morgen,
Dat for Füürung un for Brod
He man bloß deiht sorgen.
Denkt he an de Miethetied,
Ward em zittern, beben,
Denn he kann bi all sien Fliet
Knapp man eben leben.

Doch Geduld, et ward schon Licht,
Ward schon bäter warden,
Denn ji weet Gott will dat nich,
Dat de Minsch sall darben;
Seht, de Hälfmaand steiht noch hoch
In de Fern, am Heben,
Un von darher kann et noch
Bät're Tieden geben.

De Pütten-Kieker.

So manche Fro hett ganz gewiß
Von Püttenkiekers hört,
Doch watt en Püttenkieker is
Hett se woll noch nich lehrt;
Drum will ick denn, so good ick kann,
Nu mal de Saak riskeeren,
Will över so en Püttenmann
De Froenslüüd belehren.

So manche stille Ehemann
Ward Püttenkieker nennt,
Man legt em düssen Titel an,
Weil he den Huusstand kennt.
De Fronslüüd sind natürlich nich,
Tofreden mit den Kram,
Se seggt ok woll: Ach, wie bün ick
Bi düssen Knauser kaam!

Fröh Morgens, wenn de Dag anbrickt,
Segt he, mien söte Deern,
Dat Kaffeekaaken kennst Du nich,
Dat mutt ick Di mal lehrn:
So'n starken Kaffee is nich good,
Maak em recht dünn un klar,
Nimm vor uns Beid en halbes Loth,
Dar kannst Du watt bi spaarn.

Un kummt de Fröhstücksstied heran,
Krigt he den Theeputt her,
He kickt darin un rückt daran:
De Thee is noch watt werth,
De is von gestern, is noch good,
Segt he un schenkt mal op;
Denn smeert he selber op dat Broot
Recht dünne Botter op.

Oft geiht he ok mal selbst to Mark,
Kofft Fisch un knausert fix,
Doch sind de Prisen em to stark,
Denn kofft he ok woll nicks.
Den Melkmann snautzt he bannig an,
Wenn he to wenig gifft,
He fragt sien Fro ok dann un wann,
„Wo all de Füürung blifft?"

Det Middags queest he immer foort,
Bald is dat Fleesch to fett,
De Supp to solt, de Schüü versmoort,
De Kohl smeckt gar nich nett;
Un hett de Fro mal dat Mallöhr
Un smitt en Teller dahl,
Denn maakt he ohne optohörn
En schrecklichen Skandal!

Un is dat Middag nu verteert
Snufft jeden Putt he döör,
Dat Schapp un ok den Füürheerd
Nimmt he ganz richtig vör.

He raakt de Kohlen in de Asch,
He sett den Ketel op,
Un wenn de Fro dat Tüüg utwascht,
Smeert he de Seep darop.

So'n Püttenkieker weet op't Haar,
Wie veel to'n Huusstand hört,
Kann waschen, bohnern, weet sogar
Wie'n Pudding ward anröhrt,
He weet dat hunnert Kaffeebohn
Sünd ganz genau en Loth,
Un wenn he mal hett nicks to dohn,
Denn wigt he gar dat Brot.

Fief Dusend söben Hundert dree
Geel Arfen sünd en Spint —
Segt he — un de dat noch nich weet,
De tell se na geschwind.
So'n achtein Klüten, nich to groot,
Segt he, dat is en Pund,
Un denn snitt he von en Spintbrot
Woll dortig Sneeden rund.

So'n Püttenkieker weet Bescheed,
He lett sick nicks vertell'n,
He queest ok von de Fro ehr Meed,
Am dullsten von de helln,
Denn de kost Waschgeld alle Dag
Un bringt em oft in Wuth,
Denn brummt he woll de halbe Nacht,
Geld gifft he nich geern ut.

Drum Fronsläüd nehmt ju doch in Acht
For so en Püttenmann;
Sied klook un handelt mit Bedacht,
Schafft jo keen Knauser an,
Recht glücklich leevt ji ganz gewiß,
Heft ji en goden Mann,
Doch wenn he mal bi'n Füürheerd is,
Denn snauzt em bannig an!

Bataillons-Exerciren.

De Trummel kummt, de Mann sall exerciren,
Sien Froo de mangelt em — de witte Bücks;
Verdammi! seggt he, ick mutt mi rasiren,
Kumm, Mutter, sett mien Stäbeln flink in Wicks.
Wo is de Kohfoot? Hest Du em fix reben
Mit Sandpapier, dat he hüt bannig blitzt?
Hest Du dat Leddertüg ook Bleewitt geben?
Dat Käppi bohnert, putzt, polirt un wichst?

Mien gode Jacob, Du sast Di woll maken —
Seggt nu sien Froo — kumm treck de Maibücks an,
De Tied is knapp. Schön blank sünd all Dien Saken.
Bald steiht geputzt de kriegerische Mann. —
In de Patrontasch stickt, nich to vergäten,
De platte Buddel, vull mit Kööm un Gröön,
Un in de Kastantasch ook wat to äten,
En Rest Pankooken, in Papier recht schön.

Kuum hett de Krieger nu sien Huus verlaten,
Flink krigt de Froo de nee Putzmütz her,
Ut de Komood den swatten sieden Platen,
Den bind't se blos bie'n Exerciren vör.
De Kinner sünd vorher all nett antrocken;
Twee an de Hand, een op'n Arm darto,
So maakt se sick recht ielig op de Socken.
De höchste Tied. Se slutt de Sahldöhr to.

In de Tied is mit Trummeln un Trumpeten
Dat Bataillon tum Dohr hinut marschirt,
De Torkenmarsch, un wie dat all mag heten,
Ward nüdlich opspeelt un hübsch musicirt.
So geiht de Marsch bet na de grönen Rasen,
Vorop de Jungs, dat freewillige Corps,
Froonslüüd mit Kinner, Vetters, ohle Baasen,
Un wat noch Been hett, mutt herut to'n Door.

Ook Marketenderin'n mit vullen Korben:
„Herr, sallt en Sluck sien un en lütt Glas Beer?
Mien Kram is good — is nicks daran verdorben,
Man ümmer früsch, wenn't all is, hal ick mehr."
En lüttjen Wagen mit en blanken Kasten,
Worin Herr Riemann fahrt Socischen-Wust,
Recht heet un schön, dat se vor Fett mögt basten,
Gott Sapperloot! ick seg, dat is en Lust.

Dat Bataillon marschirt recht hübsch in Zügen,
Verännert Rotten und maakt „Fällt's Gewehr".
Echt militairisch deit sick Alles fügen.
Doch opgepaßt! da kummt de Staab to Peer.

Nu heet et: „Aufgeschlossen!“ „Marsch!“ „Links schwenken!“
„Rechts Richten!“ „Vorwärts Front!“ wi op en Draht.
Sülvst de Herr Oberst deiht en Lob uns schenken,
Dat wi so stuur in Reeg un Glieder staht.

Nanu is Ruh’. Ganz hübsch in Pyramiden
Staht de Gewehrn, snoorgrad un spiegelblank.
Kumm, Herr Kamm’rad, nu kann’t en lüttjen lieden,
Kamt her, wer geiht nu mit na Rüsch entlang?
De Herr Major is von sien Peerd afstegen,
Ook he verpust sick erst en lüttje Wiel;
De Musik speelt, hurrah! dat is en Leben:
En Trippelwalzer, lustig, mit Gefühl.

Nu ward gehörig drunken, erst en Lütten,
En Grock von Konjak, denn en Seidel Beer,
Un mit de Froo ward ook nu erst en bitten
Hübsch Arm in Arm in’t Gras herum spazeert. —
Op eenmal lett de Tambur wedder hören
Datt Trummelfell, he roppt uns „Kamrad kamm,“
Nu is dat Drinken ut un dat Spazeeren; —
„Ergreift’s Gewehr!“ Nu kiekt ju jo nich um.

Nu de Musik vorup un ook de Trummeln,
De Nacht brikt an, nu geiht de Marsch na’n Door.
Wi hört von wieden all de Sperrklock bummeln,
So recht troohattig klingt uns datt vor’t Ohr.

So geiht de Marsch dorch dichtes Volksgetümmel,
„Schultert's Gewehr!" de Wacht bi'n Door vorbi,
Na'n Larmplatz geiht datt lustige Gewimmel,
Hurrah! Hurrah! afcommandeert wart wi.

Wer nu vernünftig is, de geiht na Mutter
Un smitt denn Kohfoot ielig in de Eck,
Nimmt to sick noch en lütt frugales Futter,
Besütt de Bür, wie de utsütt von Dreck;
Doch Annre köönt ehr Huus noch nich glieck drapen,
Kaamt oft erst in en ganz verkehrtes an,
Drinkt noch en Lütten, köönt doch noch nich slapen,
Un spät krigt erst de Froo to Huus den Mann.

Denn ward em düchtig de Leviten lesen,
En lange Predigt mutt he noch anhör'n.
„So spät sünd ji bi'n Exerciren wesen?
Maak mi nicks wies, sünst kannst Du mi vertöör'n;"
Doch wer ward denn so spät noch rebelliren,
Se gaht to Bett, es is bald Mitternacht.
Dat is dat End' von't leid'ge Exerciren.
Na nicks vor ungood Lüüd von **Heinrich Schacht.**

Erinnerung an de Rewüü.

Hört, Hamborgs wackre Borgerschaar'n,
Denkt doch noch eenmal dran,
Wi hefft en schönes Fest verlaarn,
En Fest for jeder Mann.
Ick glööf, en Jeder seggt mit mi:
„En Volksfest wör de groot Rewüü."

Dat Lebbertüch wör Dags vorher
Mit Melk un Bleewitt smeert,
De Schakko un ok dat Gewehr,
Wör bohnert, putzt un klärt,
De witte Bücks hung op de Lien,
Denn morgen muß se sauber sien.

Nu köm denn ook de schöne Dag,
Fröh slög de Tambour an,
He hau de Trummel, dat et kracht,
To Been köm jeder Mann,
Un op den Larmplatz sammeln sik
Gardisten dicht an dicht ganz pük.

De Fahn' un dat Muskanten=Kohr
Köm stolzen Schritts daher,
Un for de Front de Herr Major
Ganz sauber seet to Peer;
Nu wör noch eenmal presenteert,
Un in Sesschonen afmarscheert.

So rücken Hamborg's Borgerschaar'n
Vergnögt tohn Door henut;
De Pulverwaagen köm gefahrn,
Man dehl Patronen ut,
Un achter ut de Kastantasch
Krööp manche lüttje gröne Flasch.

Denn laden wi ook dat Gewehr,
Un een Kanonenschuß
Möök kund uns, dat de Feind da wör!
Hurrah! dat wör en Lust,
To'n Angriff wör nu commandeert
Un lustig darop los marscheert.

Voran de frohe Jäger Schaar,
Piff, paff, mit Büssenknall,
Hurah! de Attall'rie wör dar
Kanonen överall,
Ok Wiederstimmen twischen in:
Herr, sallt ok noch en Lütten sien?

Bald wör de ganze Schlacht gewunn',
Keen Feend wör mehr to sehn,
Un Hamborg's lust'ges Publikum
Stell for de Front sick henn,
Von achtern sleeken Jungs herbie:
„Herr, heft Se'n lütt' Patron for mie?"

Nu wor denn ok Ruh commandeert,
Un Waffenstillstand maakt;
Un Jeder harr ganz unscheneert
Sien Fro in'n Arm inhaakt,
Man sehg Gewehren un de Fahn
Ganz hübsch in Piramiden stahn.

Dat Fröhstück smeckt uns nu ganz fien
In't frische, gröne Feld,
Un wer en bitten mehr wull sien
De sett sick in en Tellt.
En ficksen Sluck un'n Bobberbroodt
Smeckt uns in't gröne Gras ganz good.

Vergnögt un lustig ging et heer,
Musik in jedem Tellt,
Denn Hamborg's wackre Borgerwehr
Wör hüüt in't frohe Feld,
In't Gröne seet dat Jägerkohr
De fullen Gläser hoch empor.

So slöög denn nu ok bald naheer
De Tammbuur wedder an,
En Jeder greep na sien Gewehr
Un stell sick Mann an Mann,
Rasch stunn de ganze Borgerschaar
In Reeh un Glied ganz prächtig dar.

So ging et denn dat Herren-Tellt
Ganz graad un stuhr forbie,
Vor'n Ingang harr'n de Herrn sick stellt;
Scharp schullern mussen wie,
Un mit Musik un mit Gesang
Marscheer'n wie nu na'n Dohr entlang.

„Ein freies Leben führen wir"
Wor schreet bett dicht an'n Dohr,
„Ein wenig Ruh' erbitt' ich mir,"
Rööp nu de Herr Major,
Gliek wor sien Woort ok estomeert
Un ruhig in de Stadt mascheert.

Na denn Allarmplatz henn marscheert
Musik op't schönst un best',
Hier worden wi afcommandeert,
Ut wör dat grote Fest.
So'n Fest harr Hamborg's Borgerschaar
Un Hamborg's Volk en jedes Joahr.

Käppi un Tschacko.

Käppi.

Mein lieber Tschacko, höre, lass' dich bitten,
Entferne dich vom Bürgermilitair,
Du weißt es ja, du bist nicht mehr gelitten,
Jetzt macht ein Käppi nur dem Bürger Ehr';
Ein Käppi ziert das Haupt und schmückt den Mann,
Den Tschacko hauet bald man in die Pfann'.

Tschacko.

Watt wullt du denn, du Aabenpluck, du Ammer?
Versöök di erst, watt ick mi hef versocht!
Dien Prahleree dät is vor mi en Jammer;
Wer hett di Deubel denn na Hamborg brocht?
Ick hef so manches Jahr to Hamborg's Ehr'
Den Kopp beschützt von't Borgermilitair.

Käppi.

Bedenke doch, es sind jetzt and're Moden,
Jetzt heißt es: Waffenrock und Käppi her!
D'rum suche dir ein Plätzchen auf dem Boden
Und drücke nicht das Haupt des Bürgers mehr;
Bedenk' es doch, daß Hamburg's schöne Frauen
Zwei Jahre schon auf Käppi's Treue bauen. — —

Tschacko.

So licht laat ick mi noch nich ganz verdammen,
Ick hef so manchen Deenst vor Hamborg dahn,
Hef twee un veertig bi de Schreckensflammen,
Oft Nacht un Dag stolz twischen Trümmern stah'n,
Selbst acht un veertig von Kantüffel-Kriegen
Bruk ick wahrhaftig ok nich still to swiegen.

Käppi.

Wahr ist es, ja, du hast schon viel erfahren,
Stolz trug dich längst der freie Bürgersmann,
Doch alles ändert sich in diesen Jahren,
D'rum bist auch du bald gänzlich abgethan;
Du kannst dich doch nicht gegen mich vergleichen,
Das Alte muß ja stets dem Neuen weichen.

Tschacko.

So'n Kruukputt! o wie is dat möglich,
De will noch beter wie en Tschacko sien, —
He süht so trurig ut un so bedröflich;
Ick glöw, de ganze Welt krigt bald en Splien,
Ick seh' et in, ick mutt mit mienes Glieken,
Gott Straalacks, bald vor all de Käppis wieken.

De Reis' na'n Blocksbarg.

Ick leeg in Bett un slöp so schön,
Et wör de Maidag-Nacht,
Op eenmal hör' ick en Gestöhn,
Ick richt' mi op ganz sacht:
En ohle Hex steiht vor mien Bett,
Kumm, segt se, reis' mit mi,
Maak Di man flink en bitten nett,
De Klook is elb'n vorbi.

„Wohenn?“ frög ick in Angst un Schreck,
„Wo geiht de Reis' nato?“
„Na'n Blocksbarg“ — antwoord se ganz keck —
„Kumm hef Di man nich so!
Dar kannst Du mal den Dübel sehn
Mit all sien Staat un Pracht,
Un sien Gesellen groot un kleen,
Sien ganze Höllenmacht.

Flink trock ick en John Bull Rock an,
Ut Kalman's Magazin,
„Kumm," seggt se, „faat mi achter an,
Bruukst gar nich bang to sien."
Se sett sick op en Bessenstehl,
„Dat is," segt se, „mien Peerd.
Sitt achter op!" — kreeg ick Befehl —
„Ganz still, nich räsonneert!"

Nu gung de Reis' to'n Finster 'rut,
Dorch Glas un Sprossen klar,
Wild flögen mi nu um de Snut
Ehr lange griese Haar.
Ick klammer mi fast an ehr an,
Husch, gung et över't Dohr,
Ick seh' henndahl, dar stunn en Mann,
Schree „Sperr!" un möök Rumor.

Wi lachen em ganz fix watt ut
Un susen dorch de Luft,
Rund um mi seh' ick Snut an Snut
En ganze Hexen Kluft;
Verwünschte Katten, ganze Schaar'n
Kunn rechts un links ick sehn,
Hollo! Hollo! na'n Blocksbarg fahr'n!
Hör' ick von Wieden schreen.

Kuum tein Minuten duur de Fahrt,
Da wören wi to Platz;
De Ohlsch, se striegel mi den Bart
Un segt: „Stieg af, mien Schatz!

Watt segst Du hier to dütt Gewöhl,
Dat harst Du woll nich dacht?
In't Mittel seet op goldene Stöhl
De Dübel mit sien Pracht.

Veel Dübels säh ick, groot un kleen,
De danzen rund umher,
Ick hör' jem singen, jubeln, schreen;
„Hoch! unserm Herrn sie Ehr'!"
Millionen Hexen, scheef un krumm,
Von jeder Nation,
De lagern um den Barg herum
In ganz vergnögten Toon.

Op eenmal wör et rund umher
Stockfinster swatte Nacht,
In't Mittel brenn' wie Pick un Theer
En helle Flamm' vull Pracht;
De Satan richt' sick stolz empor,
Sien ganze Kopp wör Füür,
Gespannt luur Alles op sien Woort,
Keen Athem wör to spür'n.

Nu leet he denn sien Dübels Stimm',
Wie Donnerschlag erschall'n:
„Ji Hexen seht doch, wer ick bün,
Seht her!" — He wies' sien Krall'n —
„Ganz untofreden bün ick jetzt
Mit all ju'n Heulerkraam;
Ick seh' woll in, ick mutt toletzt
Mal selbst dartwischen kaam'n.

Gehorsam, will ick, söölt ji sien,
De Bösen söölt ji pieren,
Ji söölt jem maken Qual un Pien,
Jem büchtig tribuliren;
So'n Bande, de dat arme Volk
Dorch Wucher preßt un quält,
De söölt ji bringen in de Höll'
Un unner mien Befehl.

Beheren söölt ji jeden Schufft,
De gegen Freeheid is,
Affkniepen söölt ji em de Luft,
Denn is he mi gewiß.
Ick mutt mi argern alle Dag,
Dat so de arme Stand
Vor Kummer, Elend un vor Smach
Verlopt sien Vaderland.

Lang kann ick dat nich mehr ansehn,
Ick kaam bald selber mal,
De Welt, de bargt noch manchen een,
Den ick mi mutt afhal'n;
So'n Schraffels, de dat Volk verdummt,
De Recht un Licht verdreiht,
De will ick, dat et huult un brummt,
Wegslepen recht mit Freud!"

Hier mit beendigt he sien Woort
Un Alles schree: Hurrah!
So gung dat ümmer lustig foort,
Musik von fern un nah.

„Hoch lebe Satan un sien Thron!“
Hör' ick rund um mi schreen — —
Dar waak ick op — dat wör en Droom —
Mi zittert noch de Been.

De Hamborger Bücksen=Verein.

Hört! Hamborg's Männer, noch is't Tied,
Een Woord to räsonneern,
Wie mööt mit Eenigkeit un Fliet
Een'n bösen Plan terstörn;
Ick meen een'n Jeden, arm un riek,
Denn hier staat wi uns Alle gliek.

De Frooenslüüd treckt — glöft mi op Ehr'!
Nu bald de Bücksen an,
Un denn hefft wi keene Recht' mehr,
Sünd weder Herr noch Mann;
Denn wenn de Froo de Bücks antreckt,
Sedd't se denn Mann gliek in Respeckt.

Denn segg't se Sündags: Kumm mien Popp,
Gah mit mi uut'n Door,
Gliek sedd't din witten Bonny op,
So'n bitten op een Ohr!
Un denn kloppt se sick an de Bücks:
Süh, hier is Geld un du brukst nicks.

Kaamt wi nu in een Weerthshuus an,
Gliek röpt se den Marköör,
Un seggt: Bring he mal vör min Mann
'N Kööm un'n lütt Glas Beer!
Wupp! langt se in de Bücksentasch
Un haalt son'n Preußen 'ruut, ganz rasch.

Bi'n Kaffee sedd se sick nu dahl,
Brennt een Cigarr sick an,
Se ward ganz driest un seggt ook mal:
Haal 'n bitt'n Füür, mien Mann.
Doch een Glück is darbi gewiß!
Dat ehr Bücks ünner to bun'n is. —

Hefft wi wol gar de Tied verpaßt
Un kaamt to spät na'n Door,
Drängt se sick gliek hen na de Kaß
Un maakt en lütt'n Rumoor.
Se räsonneert, deiht dick un schellt
Un smitt ganz patzig hen dat Geld.

To Huus is gar de Dübel los,
Dar geiht dat lustig her,
De Froo hett hier to seggen blos,
Ehr Mann gellt gar nicks mehr.
Denn wenn de Froo de Bücks anhett,
O weh! denn weet ick all Bescheed.

Ne, Männer, ne, dat kann nich gahn,
Dar mööt wi gegen an,
Dahlrieten wöölt wi düssen Plan,
Sünst sünd wi slimm daran.
Krieg ick in'n Huus so'n Bücks to sehn —
Ick riet dat Dings gliek fort un kleen.

Dat nee Kleed.

Harmonia wär 'ne smucke Deern,
Beleefst bi Jedermann,
Doch trock se sick verdübelt geern
So recht ohltmodisch an,
Darto drög se 'ne falsche Tour —
Se speel 'ne drullige Figur.

Een Kleed, noch ut urohle Tied,
Vor Lebenslänglichkeit,
Wör veel to eng un veel to wiet,
Dorchgahns mit Silber neiht;
Darto noch Schoo mit sülbern Snalln,
Son Antog kunn nich mehr gefalln.

Nu köm'n denn ut Paris een Mal
Veel nee Moden her;
In Wien, Berlin un överall
Wör alles in de Gähr,
Sogar selbst bitt an unse Grenz
Sleek sick dat modische Gespenst.

Un as nu köm bald hier, bald da
Veel Nees in de Welt,
Da wurr ok for Harmonia
Een nees Kleed bestellt.
Veel Männer, dorch dat Volk erwählt,
Hefft Dag un Nacht sick darbie quält.

Een Kleed von't fienste Volksvertroon,
Besett mit Redlichkeit,
Hell in'n Grund, mit Freeheitsbloom,
Mit Glück un Hoffnung neiht.
De Aermels wörn recht hübsch besett
Mit Volksschool'n un Bewaffnung nett.

Dat wör en Kleed, mutt ick gestahn,
Dat sät Harmonia good,
Dar kunn se free un stolz mit gahn,
Recht na de erste Mod!
Un mit 'ne grote Festlichkeit
Hefft wi dat nee Kleed inweiht.

Doch as dat nu ant Klappen köm
Da ging dat Quesen los,
Da sulln ji mal dat mäkeln sehn
Un't räsoneeren blos.
Da heet dat, ne dat kunn nich gahn
Mit son Kleed kunn se nich bestahn.

Nu bleef denn Undank blos un Striet
De braven Männer na,
De sick doch hefft so veelen Fliet
Dahn vor Harmonia;
Un so steiht denn Harmonia
Noch mit den ohlen Antog dar.

Doch gräm di nich, du ohle Deern,
Un laat dat sorgen na,
Een ganzen lütten Hoffnungssteern
Is ümmer doch noch dar:
Dat ohle Kleed is gar to slecht,
Un't nee is dien na Fug un Recht.

En goden Rath
an de heirathslustigen Jungfern.

Nach A. Peist.

Hört Jungfern mi vernünftig an:
Wölt ji in'n Ehstand treden,
Denkt nich — heff ick man bloß en Mann,
Denn bün ick all tofreeden;
Sied klook, paßt op un gevt good Acht,
Ick heff de Saak mal överdacht.

Nehmt jo un jo keen **Musikus**,
Un het he ook Finanzen,
Denn ji mööt, het he darto Lust,
Na siene Piepen danzen;
Un speelt ji nich sien Noten mit,
Denn sölt ji sehn, he pucht un smitt.

Stellt ju mal blos so'n **Docter** vör,
Wer wull so'n Mann woll nehmen?
He kennt den Magen dör un dör,
De Froo drofft sick nicks tämen,
Un stott se em mal an de Buur,
Verschrift he ehr de Waterkur.

To **Kopplünd** raad ick ook nich to,
De mööt stets speculeeren,
Heft wenig Tied sick mit de Froo
Ook mal to amuseeren,
Un drückt de Froo jim mal de Hand,
Snakt se von Banco un Courant.

Pastoren-Froons sünd to bedur'n,
De mööt woll ümmer beeden,
Se dröft ook nich en lüttje Spur
Geboten övertreden,
Levt ingetrocken, still un fien,
Mööt ümmer fromm un heilig sien.

Schauspeelers, ne dat is to dull,
Dar mööt ji nich an denken;
Nehmt bloß mal so'n Liebhaberrull —
Watt mutt de Froo sick kränken!
Ward se mal krötig, maakt Scandal,
Perdautz, denn fallt de Vorhang daal.

En **Pollizei** wör gar nich slecht,
Kann woll sien Froo ernähren,
Doch nehmt wi mal de Saak so recht,
De Froo droff nicks riskeeren,
Denn se hett stets en kloken Mann,
De Alles gliek utlüstern kann.

Nehmt jo un jo keen **Schippskaptein**,
Dar mööt ji ju for wahren,
De weet dat Stüer fix to drein,
Dat ward ji bald erfahren,
Un nie hefft ji to Huus en Mann — —
Ick denk', ji ward mi woll verstahn. —

Nehmt ji en **Mann an de Akzies**,
Denn mööt ji veel riskeeren,
He mutt, dat is sien ohle Wies',
De Froonslüüd visenteeren;
Hefft ji denn nich recht koles Bloot,
Denn geiht et nu un nimmer good.

Mit **Kutschers** gevt ju jo nich af,
De wöölt den Tögel lenken,
De Postilljon maakt Swagerschaft,
Man sullt binah kuum denken,
Mit jede Jungfer, jede Froo,
Un ji mööt sien ganz still darto.

Handwarkers — nehmt mal na de Reeg;
En **Schoster**, nie un nimmer,
Denn mit den Spannrehm is he leeg,
De danzt gewöhnlich immer.
En **Snieder** is noch eben so,
Dar krigt de Froo oft Knööp noch to.

Bookbinners leeft, so wie bekannt,
Bloß Alles ungebunden;
Uhrmakers tellt in'n Ehestand
Minuten un Sekunden;
De **Slosser** de slutt Allens to,
Den Slötel givt he nie de Froo.

En **Schostenfeeger** weet so recht
De Mäkens swaat to maken,
En **Discher** de wör nich ganz slecht,
Maakt schöne Huusstands-Saaken;
Doch füürgefährlich is he ook,
D'rum nehmt em nich, paßt op, sleed klook.

Verdammi! Nee wat fallt mi in,
Ick droff nicks mehr vertellen,
De Froonslüüd sünd oft nich ganz fien,
Kööнt manchmal bannig schellen;
Denn wenn ick so bi't Schrieben blief,
Kaamt alle Jungfern mi to Lief.

D'rum hört, et wör ja bloß en Witz,
Watt ick heff eben schräben,
Ji wölt ja all doch mit de Mütz
Noch mal as Froo opträden;
D'rum nehmt de ganze Saak for'n Spaß,
Freet Jacob, Peter oder Claas.

Un heirath ümmer frisch drob los,
Et ward ju keener wehren,
De Hauptsaak is bi Mannslüüd blos,
Dat se ju kööнt ernähren;
Ob't Koopmann oder Schoster is,
Is eenerlei — dat is gewiß.

De lüttje Goldgruuf.

Hört Lüüd, nu is noch eben Tied:
Bi Rühlmann in de Mattentwiet,
Dar is nu noch for ohle Saken
To Wihnacht blankes Geld to maken,
Drum söökt tosaam wat Ji könt fin'n,
Blee, Kopper, Isen, ohle Plün'n.

Denn Rühlmann is en Handelsmann,
Kofft all wat ohlt un neet is an,
Kofft echte Döker, ohle Socken,
Selbst ohle Prüken, falsche Locken,
Kofft Unnerröck, swatt, bunt un witt,
Selbst wenn dar en Paar Flöh in sitt.

So kofft uns Rühlmann Alles weg,
Selbst Düffelröck, good oder slecht,
Drum kann man, troß de slechten Tieden
Dorch Rühlmann Alles noch bestrieden,
Denn Rühlmann de betahlt gliek baar
Un ward ook mit en Jeden klar.

Un wer in Winter nich will freer'n,
De mut bi Rühlmann mal ankehr'n,
Un kofft sick dar en ohlen Aben,
Denn kann he düchtig Appeln braden,
Selbst Abenröhren, dick un dünn,
Kann man bi Rühlmann rieklich finn'n.

Wenn Jemand hett en Slott verdreiht
Un hett den Slötel mal verseiht,
Selbst wenn en Klockentog is braken
Un wenn en Möhl is scharp to maken,
Denn köönt wi blos na Rühlmann gahn,
He ward uns gliek to Deenſten ſtahn.

Drum ümmer lustig, nie bedröößt,
Denn Rühlmann, de is ook vergnöögt,
Kofft un verkofft geern ohle Saken,
Wo irgend wat is bi to maken;
Drum ümmer lustig, leeben Lüüd,
Na Rühlmann in de Mattentwiet.

En oprichtiges Heirathsgesöök.

En junger Mann von fiefunvertig Jahren,
Blond von Gesicht, recht leifig op de Been,
Mit en Vermögen — dat heet nich an Baaren —
Twee Dusend Mark an Schulden, groot un kleen,

Socht en Person, he will sick gern vermählen,
Op't Jungfer oder Wittwe, is egal —
En good Vermögen aber mutt nich fehlen,
Damit he kann sien Schulden afbetaal'n.

Hübsch mut se sien; he will sick geern verleeben,
Hellblaue Ogen un kahlswatte Haar,
Recht schöne Tähn, twee ganz complete Regen,
Dat Oller kummt nich an op en paar Jahr.

Sanft mut se sien, nich kratzen un nich kniepen,
Wenn mal en lütten Striet in Eh'stand kummt,
Hübsch danzen mut se stets na sine Piepen,
Se mut em smeicheln, wenn he queest un brummt.

Se mut nich grolich sien, alleen to slapen,
Denn he is selten mal en Nacht to Huus,
Un kummt he mal to Huus un is besaapen,
Mut se nich snauzen, still sien as en Muus.

Staat mut se eenmal ganz un gar nich maken,
Keen sied'ne Kleeder un so'n Hööner kram,
Putzmützen un so'n lichte Flittersaken,
Darmit mut se em jo un jo nich kaam'.

Doch düt sünd Alles noch man Nebensaken,
De Hauptsaak is en groot Vermögen, baar,
Denn lett sick Alles doch to'n Goden maken;
Geld is de Losung! — dat is ewig wahr.

Un sull he endlich so'n Person nich finnen,
So is't genoog, wenn bloot dat Geld dar is,
Kann he sick denn ook noch nich gliek verbinnen,
So hett he doch dat Wahre erst gewiß.

De beste Hülfsvereen.

En Droom.

Letzt wöör ick bi en Arbeitsmann
Bi'n simpeln Abend-Eten,
Dar höör ick denn en Droom mit an,
Denn war ick nie vergeeten.

Em drööm, he wöör im Himmelriek,
Dar har he veel erfahren,
Wat twüschen Arm un twüschen Riek
Sick todröög düsse Jahren.

Veel Klagen muß de leebe Gott
Siet lange Tied anhören;
Kantüffeln, Arfen, Mehl un Brot
Wöörn düür, ganz to'n Empören.
Dat Volk kunn sick nich mehr ernährn,
Muß oft gar Hunger lieden,
Muß Hannschen un denn Hoot vertehrn
Bi solche düüre Tieden.

Do segt de Herr: Höör mal Petrus,
Ick kann dat nich begriepen!
Ick geef so veel too'n Oeberfluß
Un darbi deit et kniepen?
Ick glööv, en groote Wuchertahl
Will Riekdoom sick erwarben,
Un lett dat Volk, wat so hett Qual,
Toletzt ook gar noch darben.

Erst will Herr Petrus noch ganz flott
Dagegen protesteeren,
Doch davon will de leebe Gott
Nu ganz un gar nicks hören.
Herr Petrus will noch dütt un datt
Von'n Hülfsvereen berichten,
Do segt Herr Gott: hör, weest Du wat?
Swieg still von de Geschichten.

Ick will mal selbst na miene Art
En Hülfsvereen errichten,
Un wat dorch Wucher is erspart,
Dat will ick ganz vernichten,
De Ernte sall gesegnet sien,
Dagegen will ick mal den Wien
En bitten slechter laaten.

Kantüffeln sööllt in Oeberfluß
Dat arme Volk beglücken,
Denn dat is ja de Hauptgenuß,
Se könt sick d'ran erquicken.
Un datt is ja en Selbstverstand,
Wer arbei'n sall, mutt eten,
Doch nimmt de Wucher öberhand,
Denn ward dat oft vergäten.

Un richtig, düsse Droom kummt ut;
Is datt nich en Vergnögen?
Gaht blos eenmal in't Feld herut,
Wat mut de Buur sick rögen,
Nu brukt wi um dat lüttje Brot
Uns bald nich mehr to zanken,
Dafor wölt wi den leeben Gott
Ok hochverehrn un danken.

De Vullmaand.

De Vullmaand de blickt dorch de Wolken oftmal
Un süht op den Erdball so manchen Skandal,
He süht manches Böse, süht Schraffels un Deef
Un süht ok sogar manche heemliche Leev;
He süht manches Leiden, süht Kummer un Qual
Un kann doch nicks maaken to all den Skandal.

En Madam reis't in't Bad, denn se hett dicke Been,
De Herr is to Huus mit de Lüttmaid alleen,
Se bringt em noch spät en Taß Thee na sien Bett,
De Herr is so fründlich, de Deern is so nett;
De Vullmaand de kikt dorch dat Finster op eenmal:
He süht de Bedeenung un düssen Skandal.

En Stüürmann de hett en ganz nüdliche Froo,
He swalkt op de See na Amerika to,
De Froo is vor Kummer half krank un half dood,
Doch se hett en Huusfründ, den klagt se ehr Noth,
Un de mutt se tröſten so manch' lebes Mal, —
O Vullmaand, wat seggst du to düssen Skandal!

En Kööksch hett an't Finster twee Pankooken stellt,
Sünd recht fett von Eier — kost ehr ja keen Geld;
De Botter, de Eier un't Mehl hett se muust,
Noch spät kummt de Brögam, süh wi de Kerl smuust.
De Vullmaand de blickt dorch de Wolken eenmal,
He sütt düssen groten Pankooken-Skandal.

Twee groote Verbrekers gaht Nachts speculeern
Wi se wöölt en glänzenden Deesstall utföörn,
Se breekt in en Laden bi'n Goldsmitt ganz frech
Un stehlt em Juwelen un Goldsaaken weg;
De Vullmaand de blickt dorch de Wolken eenmal
Un givt noch sien Licht her to düssen Skandal.

En arme Familie litt Hunger un Dost,
Jem klappert de Glieder vor Küll un vor Frost,
De Vader is krank un dat Hatt is em swer,
He jammert: wo kriegt wi to leben wat her?
De Vullmaand, he givt jem sin fründliches Licht,
Doch warmen un satt maaken kann he jem nich.

Erhellt is mit Lampen en prachtvoller Saal,
Champagner de drifft von de Dischen hendal,
In Oeberfluß ward hier verswelgt un verpraßt,
Hier föhlt man keen Armoth, hier kennt man keen Last,
De Vullmaand de blickt in dat Finster eenmal,
He süht de Verswendung und düssen Skandal.

En giezigen Wucherer sitt spät alleen
Ganz achter in't Zimmer, keen Minsch kann em sehn,
De Döhr is verrammelt, de Disch ligt vull Geld,
Hüüt het he de Minschheit mal fix wedder prellt,
De Vullmaand de luurt dorch dat Finster eenmal,
He süht düssen Wucher un düssen Skandal.

En Mann kummt noch spät ut' Selentium-Huus,
Hett meist sien ganz Wochlohn verspeelt un versuust;
He steiht op de Straat noch een Ogenblick still,
He weet nich, op he et noch mal wagen will,
He hett noch en Mark, kehrt um noch eenmal,
O Vullmaand, wat seggst du to düssen Skandal.

En Hamborger Borger is elend un swach,
He sitt in'n Gefängniß in Wien manchen Dag,
Sien Froo hett um Gnad' all bien Kaiser ersocht,
Doch se hett keen tröstliche Nahricht mitbrocht,
De Vullmaand de blickt dorch dat Gitter oftmal,
Doch he kann nicks maken to düssen Skandal.

De Reform.

„Reform," du bist en nettes Blatt,
Büst överall bekannt,
Du wiest uns, watt in unsre Stadt
Gerecht is, watt verdammt.
Un is dat mit de Staats-Reform
Ok blos man Pimp-Pamp wesen,
So hefft wi doch en Blatt Reform,
D'rin könt wi Veeles lesen.

Herr Oberolle Fürchtegott
Smökt stramm sien Piep Taback,
Un Markus Wöhler steiht ganz brott
Dar un vertellt em watt.

De Ohle mag so geern watt höörn
Von Frankfurt un Berlin;
Se kriegt sick ok mal dat Vertöörn,
Denn Markus is nich fien.

Un wer nu nich veel Godes deiht,
De nehm sick man tosaam,
Sünst kann he, eh' he sick umdreiht,
Mal unnert Messer kaam'n,
Denn Dokter Katzenberger nimmt
De Bösen bannig wahr,
Doch de man good un ehrlich sünd,
De krümmt he nich en Haar.

Nu ward de ohle Suurdeeg mal
Ut alle Ecken fegt,
De ohle Schlenderjaan ward mal
Röhrt, schüddelt un bewegt,
De Herrn Pastor'n, se kriegt ehr Fett,
So wie se dat verdeent,
Herr Christern is in Wuth versett,
Wiel he keen Geld kreeg lehnt.

Nu süh mal, watt en nettes Bild,
De Prük ward transporteert,
De lange Zopp, so sanft un mild,
Hangt achter op de Eer,
De Kaiser sitt stolz op den Thron
Un nimmt jem gnädig op,
He segt, watt ick daran kann doon
Beholt jie Prück un Zopp.

Un manche annre schöne Saak
Hett uns düt Blatt noch lehrt,
Wi weet wie Aalpomaad ward maakt
Un wi se sick bewährt.
Unzuchtbeamten hefft wi ok
Recht düchtig kennen lehrt.
Ick blief darbie dat Blatt is good,
For uns von grooten Werth!

To'n söbenten Geburtstag for de Reform.

„Reform!“ Du bist en Freeheitspunkt,
De eenzige Erinnerung
An Märzerrungenschaft!
Soß Jahr hest Du ganz fix Di wehrt,
Hest uns so manches Gode lehrt,
Dorch Möh un Flieth un Kraft.

D'rum nimm denn hüüt en Glückswunsch an,
Von't ganze Volk, so good et kann,
Du weest, man leef't Di geern.
Du nimmst Di de Bedrückten an,
Du stresst in't Volk for Jedermann
Un bist sien Hoffmungssteern.

To Middag kummt de Arbeitsmann,
He gript erst de „Reform“ gliek an,
Eer he bie'm Eten geiht;
Un denn ropt he herbie sien Froo:
Kumm Mutter, hör mal eben to
Watt hüüt en Spaß insteiht!

Wie mancher sonderbare Held,
De oftmals op Di pocht un schellt,
Lees't Di doch in de Kniep.
He denkt ok woll: Dat Blatt hett Recht!
Doch wenn he dat so free ut seggt,
Denn weet he, is he riep.

Du arbeitst immer troo un brav,
Drigst ohne Schuld so manche Straf',
Blos wiel Du deihst Dien Pflicht.
Du hollst Di an de Wahrheit fast,
Un giffst nich eher Ruh noch Rast,
Bett Alles kummt an't Licht.

Dien rieke Abonennten=Taal
Mag sick verduppeln noch eenmal;
Denn Du schriffst wahr un echt.
D'rum stah denn ok noch manches Jahr,
As Volksblatt groot un prächtig dar,
For Freeheit, Licht un Recht!

En goden Rath gegen de düüre Bodder.

Et is en ganze böse Tüür,
De Froonslüüd stöhnt un klagt:
De Bodder is so bannig düür!
Doch darum nich verzagt.

Ick weet en ganzen goden Rath,
Den dehl ick fründlich mit,
Ick glöw ick heff dat rechte faht, —
Gewährt mi düsse Bitt':

Smeert op de Bodder bannig dick,
So dick wie möglich is,
En halbes Pund op en Rundstück,
Denn schafft et ganz gewiß.

Denn dat is ja en Selbstverstand,
De duüre mutt erst op,
Denn kummt of billige in't Land
D'rum smeert man flietig op.

De glickgültige Oltflicker.

Gott'off dat ick 'n Schoster bünn
Wat kümmert mie de Welt,
Ick heff een'n ganz vergnögten Sinn,
Heff weder Hüüſ' noch Geld,
Ick quäl mie nich um Politik,
Man blos um Stööt un'n Achterflick.

Da queest de Lüüd den ganzen Dag
Von dütsche Eenigkeit
Un von dat groote Weltenrad.
Wat sick jetzt bannig dreiht,
Von Souverän' un Liberale,
Von Republik un wat noch alle.

Dat groote Weltrad dreiht fix 'rum,
Ja, ja, dat is gewiß,
Doch smitt dat mie man blos nich um
Mit Buck un Schoosterdisch
Denn laat dat rulln, so dull dat will,
Ick sitt op mienen Buck ganz still.

Wat kümmert mie de dän'sche Krieg
Un Schleswig-Holsteens Recht,
De Dän'n de kriegt doch nich den Sieg,
Ick glööf dat geiht jem slecht,
Hett veer Milljoon Pund Sperrlings lehnt,
De richt nicks ut, wat he woll meent.

Blockeert he ok de Elf noch mal
Is mie ganz eenerlei,
Denn in de Stadt gaht doch de Sahl'n
Un Achterflicken twei,
Un kummt so'n Wöhler mie to nah
Denn bin ick mit 'n Spannrehm da.

Selbst hier in Hamborg sünd de Lüüd
Jetzt bannig op de Been,
Afstöben könt se nich de Tied,
Se wöölt Volksfreeheit seh'n,
Mi geiht de ganze Kram nicks an
Ick schooster watt ick schoostern kann.

Un slat se Generalmarsch mal
Griep ick na mien Gewehr,
Denn weet ick gift dat allemal,
Kees, Rundstück un ok Beer,
Un wenn dat alles still afgeiht,
Dat is vor mi 'ne groote Freud.

Un quält de Lüüd sick um den Staat,
Ick stimm jem gar nich bie,
Watt frag ick denn na den Senat?
He fragt ja nich na mie.
Denn nee Stäbeln maak ick nich
Un sahln un flicken laat se nich.

So bünn ick ümmer ganz vergnögt,
Be— lach den ganzen Kraam
Un wenn de ganze Welt sick rögt
Ick warr ok woll mitkaam'
Wenn ick man watt to flicken heff
Denn laat dat gahn krumm oder scheef.

De Schooster un de düre Tied.

Herrjees! wat is dat een Gezappel,
Seggt Schooster Ells to siene Froo.
Hör endlich op mit dien Gebappel,
Du sühst, ick schooster ümmer to;
Dar schreet de Göörn mie um de Ohren,
Un Du queest ok noch baben d'rin,
Ick wull, ick wör niemals geboren,
De Deubel mag noch Schooster sien.

Dar kann man flicken, neih'n un reestern
Bi so'n verdammtes düres Jaar,
So geiht et hüüt, so gung et gestern,
Is ümmer nicks to freeten dar.
Spint neegen Schilling de Kantüffeln,
Dat Brod is kuum mehr to betaal'n,
Un darbi loopt de Lüüd op Tüffeln
Un oft gar op de Binnensaal'n.

Fleesch krigt man jetzt gar nich to pröben,
Vör uns ward gar keen Swien mehr slacht,
Dat kann ok gar keen Minsch nicht glöben
Wat dar jetzt tohört alle Dag;
Sünst kunn man noch mal Klüten eeten,
Un ok noch mal en goode Supp,
Doch jetzt, dat ward woll Jeder weeten,
Fritt man sien ganz Vermögen op.

Oft mutt man ok noch manchem Lumpen
Recht flink eenmal de Schoo besahl'n;
Denn heet et: Meister, Se mööt pumpen,
So bald ick kann, will ick betahl'n.
Will man sick mal en lütten kööpen,
Na! denn is gar de Dübel los,
Denn mutt man lüstern, reeken, söken,
Wo man een Schilling afknippt blos.

Wör ick doch blos keen Schooster worden
So'n Doktor, wat steiht de sick fien,
Treckt na Neejaar fast alle Morgen
So manche blanke Summe in.
He bruukt den Pickdraat nich to trecken,
Un Geld to Uutlaag bruukt he nich,
Kann sick hübsch op den Sopha recken,
De düre Tied de quält em nich.

Wat is man eenmal doch en Esel
Dat man sick op de Welt so quält,
Ja ja, man is en grooten Pesel,
Dat süht man erst wenn alles fehlt.

Un hett man Froo un veer, fief Kinner,
Un freeten wöhlt se alltosaam,
De Kringeln de ward ümmer dünner,
Se kruupt toletzt noch ganz tosaam.

Drum Froo so hör un laat Di raden,
Du kaakst nich mehr, as wie Du hest,
Wie manch een is bi Wien un Braden
Oftmals ok noch nich glücklich west;
Et ward ok doch bald wedder beeter,
Drum sie tofreeden mit de Welt
Denn manche groote Bradenfreeter
Is untofreeden bi sien Geld.

Fragen ohne Antwort.

Et gifft in in uns'ren Dagen
Veel sonderbare Fragen,
Woröber man sick quält;
Dar kann man lüüstern, räken
Un sick den Kopp terbräken,
Wiel stets de Antwort fehlt.

Warum is Allens dür?
Warum stigt Mieth' un Stür?
Wo will dat noch herut?
Warum mutt Jeder klagen? —
Op alle düsse Fragen
Blifft stets de Antwort ut.

Gott hett doch so veel geben,
Dat jeder Minsch kann leben,
Drum gevt et doch herut;
Warum sölt wi denn lungern?
Warum mutt mancher hungern?
Dar blifft de Antwort ut.

„Wolldohn un ok mitdehlen"
Hört wi so manchen gröhlen,
Dat flügt em ut de Snut,
Doch fragt man em mal eben,
Wat he deiht selvst vergeben?
Denn blifft de Antwort ut.

Wie sull de Krieg woll loopen?
Hört man jetzt schreen un roopen,
Kriegt wi wat mit de Knut?
Wer sull woll endlich siegen?
Sull'n wi woll Freeheit kriegen?
Dar blifft de Antwort ut.

Man hört in Schenklokalen
Von Krieg oft bannig prahlen
De Weerth kummt ganz in Wuth;
Doch deiht man em mal fragen:
Ob he will ok mit slagen?
Denn blifft de Antwort ut.

Wann dröft wi wat riskeeren,
Dat wie köönt free passeeren
Na Dohrsluß in un ut?
Warum köönt blos de Rieken
Von't Militär freeslieken?
Dar blifft de Antwort ut.

Wie oft ward ohne Schaden
In't Gotteshuus afbaden
Als Jungfer — manche Bruut?
Doch fragt man ganz vorsichtig:
Is dat ok ümmer richtig?
Dar blifft de Antwort ut.

Ick kunn noch Manches fragen,
Ick drofft man blos nich wagen,
Drum holl ick flink mien Snut,
Sünst kriegt se mie bie'n Kragen
Un will ick noch veel fragen,
Denn blifft de Antwort ut.

De Hamborger Utroop.

Fröh Morgens, wenn de Dag anbrickt.
Is de Spektakel dar,
De Lüttmaid ut de Huusdöhr kickt,
En Wagen kummt gefahr'n:

„Dreckwag'!“ so hört man bannig schreen
Den Feeger un sien Maat,
Gliek kaamt de Froonslüüd flink to Been,
Un sett de Bütt na Straat.

Bald stellt sick denn ok Melklüüd in
Un gröhlt ganz förchterlich
Un jeder schreet na sienen Sinn:
Mialk! Melk! un Melli!
In Buddels is de Rohm alleen,
Is oft en bitten flau,
Un is de Melk ok noch so schön,
De Rand is ümmer blau.

De Torfbuur mit de Piep in't Muul
Hett noch keen Minsch bedrag'n
He is wahrhaftig ok nich fuul,
Schreet: Hatten Torf van Wag'n!
Ganz nüdlich singt de Sandfohrmann
Sien: Kridewittsand Ho!
Een Ammer vull een Sosling man;
So Lüüd, nu langt man to.

De Fischfroo wies't uns ok een Mal
Wat se daran kann dohn,
En mittelmäßigen Skandal
Maakt se mit hellen Ton:
Ok Brassen, groote Bütt un Stuur'n!
Gröhlt se mit allen Fliet,
Doch jeder Minsch is to beduur'n
De mit ehr kummt in Striet.

En Mann, de schreet sick möd un matt
Mit Spitzen, Tweern un Band,
Tüll un Snörbänner witt un swatt,
Un sünst noch allerhand.
Dicht achter em schuvt mit de Kaar
En echt Hamborger Blood,
Schreet: Span'sche Zippeln, frische Waar!
Mit ganz vergnögten Moth.

Geel Wotteln, Zippeln, Selleree!
Piept en Bardwieker Deern,
Lavendelbloom un roode Beet
Drigt op den Kopp se geern.
Wollfeile Mützen! schreet en Juud,
Sien Froo lopt bi em an,
Tüchlien! Tüchkniep! so gröhlt in Wuth
En dicken Buersmann.

En Mann, de schreet ganz mörderlich:
Kantüffeln, frische Waar,
In Ewer bi Schlamatjen-Brügg,
Ok witten Kohl is dar! —
Französche Dööker! gröhlt en Jud',
Kann Jeder gliek probeer'n,
Mit Petersill un Suppenkruut,
Kummt ok en Buerdeern.

En Scheerenslieper mit de Kaar
Ropt: Scheer un Messer sliep!
Madam, is nicks to sliepen dar?
Ick mak et fertig gliek!

Nu kummt en Kerl mit Hülsen an,
Un Piepenreumers ok,
Watt düsse Bruder gröhlen kann,
Ick glöw he is nich klook.

En Mann schreet: Was zu handle, heert!
Kofft ohle Bücksen weg,
For em is alles noch watt weerth,
Is et ok noch so slecht.
En ohlen Mann schreet op de Straat,
Hett ganze witte Haar:
Ok Pütt to bin'n mit Wierdraht!
All manches leewes Jahr.

Kattun, Battist, un Boomwullntüch,
Ganz schöne echte Waar'!
So schreet en Anner förchterlich,
Schuvt emsig mit de Kaar.
Ok Plün'n un Knaken, schreet en Mann,
Kofft all watt ohlt is weg,
Kofft Isen, Blee un Kopper an,
Un steiht sick gar nich slecht.

Mit holten Tüffeln gröhlt en Mann
Ok wahrlich nich ganz slecht,
He snakt de Lüüd de Tüffeln an,
Kofft ohle Stebelschäft'.
Auch was zu leimen! schreet en Mann,
Makt tweie Tassen heel.
Nu kummt en Buur mit Honig an
Un brüllt ut vuller Kehl.

Gestrickte Jacken, wullen Gaar'n!
Hört man en Annern schreen.
Mit Pütt un echte Dresner Waar'
Lett sick de Puttmann sehn.
Leiwagen, Kaamerbessen, ok Dreckbosten un Handuhl!
So schreet en lüttje stuure Froo
Un brukt ganz fix ehr Muul.

Ok Appelsina un Citron,
Frische Messina-Waar!
So gröhlt en Mann mit hellen Ton,
Schuvt langsam mit de Kaar.
En Mann kummt mit de Bückelkaar,
Bringt watt to'n Abendbrod,
Gröhlt Lübsche Bückel, frische Waar,
Sünd billig un ok good!

So geiht et los bett in de Nacht
Mit Gröhlen, Ropen, Schreen,
En Jeder mutt ja alle Dag
Sien bitten Brod verdeen;
Doch wenn ick alles schrieben wull,
Watt sünst noch schreet un gröhlt,
En dickes Book, datt word ganz vull,
Un datt is mi to veel.

De Umtreckeldag.

De Dag brickt an, de Wagens ward beladen,
Hoch opgestapelt is datt Möbellaar,
Ut Stöhl un Bettstell'n boot man Barrikaden,
Is denn de Freeheidsdag nu endlich daar?

Op jeden Marktplatz lodert helle Flammen,
Um Rache schreet datt roode Wanzen=Blood;
Hamborger Jung'ns, datt sünd hüüt de Tyrannen,
Wie manches Thier litt hüüt den Füerdood.

Jie Bloodutsugers! Töf, ick will ju drapen!
Hört wi en echten Straatenköter schreen,
Nu sölt jie mi, Gottstralacks! nich mehr faten —
Heff noch de dicken Quaddels op de Been.

Mit ohles Stroh süht mag de Froonslüüd drägen,
Damit de Scheiterhupen Nahrung krigt,
Frisch nahgebott, hurrah! datt is en Leben,
Hüüt kaamt de Minschenquälers for Gericht.

De Jung's springt munter dorch datt helle Füer,
Kummt ok de Bücks en Bitten mal in Brand;
De Dag is dar, hüüt is jem nicks to düer —
Hoch lebe Freeheid un datt Vaderland!

Doch bald süht man blos noch de Schreckenstrümmer
Von ohle Plünnen, Seegras, Holt un Stroh,
Un ängstlich schreet et in de Ferne ümmer:
Wer hett noch ohle tweie Gummischoh?

Un överall süht man en wildes Drieben,
De drigt en Disch, en Stohl, de drigt en Bett,
Dar hört man mit den Huusweerth fix sick strieden
En Snieder, de keen Miethe noch nich hett.

Dar haakt tosaam twee Wagens hoch beladen,
De Peer staht still, et is nich los to fin'n,
Anstatt de Saak vernünftig to beraden,
Krigt sick de Froonslüüd erst mal bi de Plün'n.

En Huusfroo hört man mit de Kööksch ficks schellen,
„Johanna!" gröhlt se, „is Se denn verrückt!
Smitt Alles twei un will mi noch vertellen:
Wenn nicks entwei kummt hett datt Huus keen Glück!"

En Schoster flucht: „De Dübel haal datt Trecken!
Da smitt de Dööskopp mi de Kugel daal!"
He will den Lehrjung mit den Spannrehm recken;
Doch de schreet: „Meister, ick bün ja neutral!"

So geiht dett in de Nacht datt Rebelleeren;
Spät sleit de Eh'mann noch de Bettstell op,
„Kumm, Froo!" segt he, „wi wölt et mal reskeeren,
Wölt sehn, wie op de nee Stell man sloppt!"

Se gaht to Bett, doch Slaap is nich to kriegen,
Gliek op de nee Stell, de erste Nacht;
Datt Licht ward utpuußt, ick kann nicks mehr schrieben;
D'rum nicks for ungood, Lüüd! segt Heinrich Schacht.

Prost Neejahr.

Prost Neejahr! Veel Glück! De Fierdag sünd ut,
Se sünd uns recht fröhlich verflahten,
De Mann un de Froo, de Brögam, de Brunt
Hefft schenkt, un ok schenken sick laaten;
Drum will ick denn noch von datt Wiehnachtsfest hüüt
Mal etwas vertellen, watt sick schenkt hefft de Lüüd.

Froo Meisterin kreeg en Pelzkragen, kahlswatt,
En Muff, Buuk un Hand sick to warmen,
Watt hett se sick höögt un watt klopp' ehr datt Hatt,
Gliek däh se den Meister umarmen,
En Lehnstohl mit Rullen, ganz op nee Art,
Den schenk se an'n Meister, datt Geld har se — spart.

Gesellen, de kreegen, ganz nett in Papier,
Twee ok woll dree Preußen gewickelt,
Dafor möken se sick in de Wiehnacht Pläsir,
De wörr'n bald verwichst un vernibbelt,
De Lehrjung, de kreeg en Paar Schoh un ok Strump,
De brumm op de Trepp noch von Knauser un Lump.

Watt Deenstmäkens kriegt von de Herrschaft an Geld,
Datt is en ganz komisches Schenken,
Denn wenn mi datt Eener all vorher vertellt,
So mutt ick doch immer bedenken:
So'n fief bett fös Dahler, de fößlt nich veel dohn,
Wenn ick davor krieg so veel weniger Lohn.

Doch still, ick will jem datt Vergnögen nich stör'n,
Will leeber neutral darbi blieben,
Un will nu gliek, watt doch en Jeder mag hör'n,
De Neejahrsnacht erstmal beschrieben:
Blee=Tägeldeenst hett manche Dreckschüffel dahn
Un manche ohl Läpel muß glöben daran.

De Huusknecht, de Lüttfleit, de Sniedermamsell,
De hefft sick watt nüdliches gaten;
De Huusknecht, de gööt sick en narsches Gestell,
Dar wuß he sick gliek ut to faten:
Mien Ding, segt he, sütt wi en Geldbübel ut,
Da krieg ick düt Jahr woll en ganz rieke Bruut.

De Lüttfleit, de hett en Soldaten op't Korn,
Hett richtig en Pickelhuuf gaten;
De Sniedermamsell kratzt sick achter de Ohr'n,
Har leeber datt Geeten ganz laten,
Denn se gööt en Steebel, un de wör noch scheef,
Ne, segt se, en Schoster, datt is mi nich leef.

En Snieder, de wull gar den Dübel citeern,
Doch de Spaß wull em nich gelingen,
Sien Fründ, en Bulbeeder, de wull em datt lehr'n,
De Dübel sull Geld sogar bringen,
Doch datt is nich mehr so, wi sünst in de Welt,
De Dübel, de smitt uns in'n Schoosteen keen Geld.

Den Globen, de Tieden, de hefft wi längst hatt,
D'rum will ick ok still darvon swiegen,
Wi wölt nich mehr globen an dütt un an datt,
Wölt bloß bi de Wahrheit noch blieben;
Datt Rookflesch un Pudding en good Futter is,
Datt glöf ick un datt is ok wol ümmer gewiß.

D'rum frisch in de Tokunst mit lustigem Moth,
Ick wünsch alles Good' un veel Segen,
Wünsch billiges Fleesch un ok billiges Brot,
Datt jeder Arbeider kann leben,
Datt wi All' gesund blieft, vergnögt sünd un lacht,
Dat wünsch ick, so wahr wi ick heet Heinrich Schacht.

En Trostwoord von Line Meyersch an de Hamborger Deenstmäkens.

Hört Deerns, klagt man jo nich mehr,
Ji meent, ji hefft dat slecht;
Et klagt in Hamborg manche Deern
Un hett darto keen Recht.

Letzt les' ick in de Zeitung mal
Von't leebe Sachsenland:
Dar hefft de Mäkens groote Qual,
Datt maak ick ju bekannt.

Letzt har'n se en Versammlung 'mal,
Daar kunn man klagen hör'n,
Dat is warhaftig en Scandal,
So'n arme Kinnerdeern,
Kuum twintig Mark dat ganze Jahr,
Wat seggt ji to so'n Lohn?
Ick wull jem — full ick deenen dar,
Noch ganz watt anners doon.

Nehmt dar so'n Köksch, so'n Lütfleit an,
So'n Deern ritt sick watt af,
Hollt de um sostein Daler an,
Bringt man ehr op'n Draff!
Doch kennt en Deern in Hamborg hier
Bloß goot ehr Profeschon,
Denn gifft de Herrschaft mit Pläsir
Geern twintig Daaler Lohn.

Dat dar so'n Deern gar hungern mutt,
Dat is dat Slimmste noch,
Se wünscht ja bloß en warme Supp
Sick twee Mal in de Woch.
Gah ick hier bi en Herrschaft to,
Wo ick mal hungern mutt,
So bün ick denn doch gliek so klook
Un drull watt ut den Putt.

Dar sclaaft so'n Deern bit in de Nacht,
Als wie en Droschkenpeerd,
De Slaapstell is ehr unnern Dack,
Fief Treppen hoch, bescheert.
O Gott! Wat wull mien Ferdinand
Sick eenmal quäl'n un gräm'n,
Wenn ick muß so in Sacksenland
En Deenst als Köksch annehm'n.

Denkt bloß mal na; in't Sacksenland
Watt is en Mäken daar?
Se krigt keen Brögam an de Hand,
Datt is ja doch ganz klar;
Se kummt woll oft datt ganze Jahr
Kuum twee bit dree Mal ut,
Ick glööf, ick reet mi all de Haar
Von'n Kopp heraf ut Wuth!

Ne hier in Hamborg is et doch
En ganzen annern Kraam,
Hier kann en Mäken Sündags noch
Mal op'n Juchhei gahn,
Un Abends, datt is ook nich slimm,
Is man blos nich to dumm —
Denn kann man ok noch manche Stünn
Mal feier'n en bitten rum.

D'rum laat uns jo to tofräden sien,
Wi hefft et noch ganz good;
Gaht wi mal ut, watt sünd wi fien,
Mit sieden Dook un Hoot.

En Mäken, de ehr Arbeid deiht,
De lett Madam geern ut,
Un de sick mit den Herrn good steiht,
De steiht erst recht nicks ut.

De Handwarkers.

Handwarkers mööt wi hoch verehrn un achten,
So'n **Bäcker** hett — Gottstralaks! good sien Brod;
En **Damenschooster**, ja de kann woll lachen,
He höögt sigg, wenn he Maat nimmt von den Foot;
En **Discher** kann sick all sien Huusstandssaaken,
De Bettstell un sogaar de Weeg oog maaken.

En **Sniederfroo**, de kann sick amüsieren,
Se weet Bescheed, ehr Mann holt immer Stich;
En **Prückenmaaker**, de mutt veel reskieren;
Sien Handwark is Pomaad un puderlicht.
De **Gläscher** is vergnögt wenn't düchtig früst,
Den krigt so manche Schief en fixen Riß.

Bookbinners leeft stets Alles ungebunden,
Gebund'ne Saaken sünd nicks for jem werth;
Uhrmakers tellt Minuten un Secunden;
En **Drechsler** hett dat Näsendreien lehrt.
Mit **Klempners** is good utgahn un good zechen
De kennt den Rummel, de kööont bannig blechen.

Mit **Slachters** is Gottstralaks nich to spaßen,
De slaat drob los, un wenn't en Os ook is,
Un de **Barbier** is driest, ganz ohne Maßen,
He haalt vor't Muul uns Alles weg mit List.
De **Küper** is en Wöhler von Natur,
De **Essigbrooer** maakt uns Alles suer.

En **Koppersmidt**, den sull man gar nich lieben,
Theekätels gifft et in de Welt genoog;
Hootmaakers kennt man ümmer all von Wieden,
En hübschen Hoot, datt is ehr Waag un Ploog.
En **Smidt** un en Pastor sünd gliek gestellt,
De schweist dat Isen, de de Eh' for Geld.

De **Blee- un Kopperdeckers** sünd de Hogen,
De wöölt gewöhnlich ümmer hoch herut;
De **Gärtner** is bi Froonslüüd recht gewogen,
He bringt den Kranz ja selber an de Bruut;
En **Maler** smeert uns oftmals düchtig an,
En **Püttjer** is von gooden Toon en Mann.

Mit **Kutschers** kann man gar nicks unnernehmen,
De lenkt den Tögel ümmer geern alleen;
Wienschenkers köönt sick oft en Lütten tämen,
Denn an en Oxhoft is dat nich to sehn;
Wenn den **Muskant** sien Arbeit fertig is,
Is nix to sehn, datt is de beste Witz.

En **Timmermann** de weet recht good to drapen,
Den Nagel ümmer grade op'n Kopp.
De **Slosser** maakt so manch' Geheimniß apen;
Bildhauer maakt ut Holt de schönste Popp.
Koppslachters maakt toletzt noch to'n Besluß
Ut Alles watt se faat kriegt, gliek en Wust.

De lüttjen Sündagskringeln.

In de Diekstraat wahnt en Bäcker,
Is recht dick un fett,
Backt de Eiermaans recht lecker,
Muulschell'n ook ganz nett;
Aber — ach! du leewer Gott!
Kringeln — lütt un dünn un kott.

Ne, ick kann un kann nich schwiegen,
Wenn ick ook geern wull;
Ne, ick mutt daröber schrieben,
Denn et is to dull:
Kringeln so erbärmlich kleen,
Dat man kann se kuum mal sehn.

Ach, se sünd so lütt un nüdlich,
Wie en Nadelkopp,
Fostig itt man ganz apptittlich
So to'n Kaffee op,
Un wer sick will satt drinn eten,
Kann woll hunnert Stück opfreten.

Drum will ick to'n Angedenken
Etliche bewahr'n,
Will se an de Nahwelt schenken
Mal bi gooden Jahr'n:
Denn so lang de Welt besteiht
Is so lütt keen Kringel dreiht.

Wer mi will keen Glooben schenken,
Stell sick bi mi in,
Kann se süülbst besehn und denken
Denn in sienen Sinn:
Ne, dat harr ick doch nich dacht —
He hett Recht! de Heinrich Schacht.

De ohle Zopp.

Lüüd! kennt ji wol den ohlen Zopp?
De is taag ohn' Gliefen,
De hollt sick fast an Prück un Kopp,
He will nich gahn, nich wieken,
Man mag em stöten, petten, rüffeln,
He fragt gar nicks na all datt knüffeln.

Wat hett de free Preß nich all
Sick mit em balgt un slagen,
Un de „Reform" hett em all mal
Ganz hübsch to Grabe dragen,
Doch da is gar nicks bi to hapen,
He kann nich ruhn, he kann nich slapen.

Ick glöf, man kann em driest versupen
In't Water, wo't am deepsten is,
Man kann em ut de Stadt utsluten,
He kummt doch wedder, ganz gewiß,
Un wenn to Asch man wull em brennen,
Ick glöf, man kann em wedder kennen.

Constituante hett sick ook
Veel Möh all mit em geben,
Doch sünd de Lüüd ook noch so floock,
He hett en taages Leben,
Wenn he sick gar nich helpen kann,
Schafft he sick preußschen Puder an.

He will nu een vor alle Mal
Nix vont verännern wäten,
He sett sick ümmer wedder daal
Wo he so lang hett säten,
He hollt sick fast an Prück un Kopp
De ohle tage Puder-Zopp.

Wallfaart un Allmosen.

En Wallfaart to beschrieben,
Datt is keen Kleenigkeit
Wiel man in unsern Tieden
Nich mehr wallfaaren deit.

Drum will ick mal vertellen,
Wie man hier Wallfaart drifft,
Un will trohattig mellen
Wie man Almosen gifft.

Et wör an'n stillen Fredag,
Dree Jaar is datt woll her,
Do gung ick mal na Middag
Ook op'n Wall spatzeern,
Ick dрööp in lange Reegen
Veel' Waagen, dicht an dicht,
Schön sanft, wie Gondelweegen,
Faar sick datt lies un licht.

Prachtvolle Equipagen,
Livree mit Gold besett,
Mit een Wort: Peer un Wagen
Wöör alles püük un nett,
Doch den'n Staat to beschrieben,
De in de Wagens seet,
Dat laat ick woll hübsch blieben,
So'n Luxus is mi leed.

So stunn ick in Gedanken
Un keek den Rummel an —
Ganz lies kööm antoswanken
En armen ohlen Mann,
He nöhm vor jeden Wagen
Sien ohlen Hoot deep af,
Doch datt wöör too'n verzagen,
Keen Minsch geef watt heraf.

In de Allee darneben
Gung de Arbeiderstand,
Daar seeg ick Veele geben
Un drücken em de Hand;
Do zitter em for Freiden
De ganz sneewitte Kopp,
Da sett he ganz bescheiden
Sien ohlen Filzhoot op.

Nu will ick bloß mal fragen,
Is datt denn nich to dull?
Daar sitt' se stolz in'n Wagen
Un hefft de Taschen vull,
Un laat soo'n armen Döbel
Ganz ohn' Almosen stahn;
Nennt em woll gar noch Pöbel,
Un seht em kuum mal an?

Keen Halben mehr!

Siet veertig Jahrn kunn in'n grönen Laden
Man recht app'titlich drinken, ohne Schaden,
En halben Bittern ümmer mit Pläseer;
Opp eenmal kummt de Werth mit raschen Schritten,
Un seggt: „Mamsell, ick mutt mi datt verbitten,
Hüüt is't toletzt, wie schenkt keen Halben mehr!“

Dat wöör en Schreck, as wenn de letzten Russen
Mit Sack un Pack ut Petersborg rutmussen;
De Nahricht lööp von Ohr to Ohr umher,
Datt wöör en Murmeln un datt wöör en Queesen:
„Tööf, datt sall he in de „Reform“ bald lesen,
Datt he will schenken uns keen Halben mehr.“

„Wie manchen Sosling heff ick hier versaapen!“
Rööp wüthig Eener. „Tööf, ick will em drapen,
Datt is keen Saak un datt is keen Maneer:
He hett en fix Cap'tal herut sick slagen,
Het nu woll good sien Schaap in Drögen dragen,
Drum seggt he nu: Ick schenk keen Halben mehr!“

En Stammgast seggt: „Watt kunn ick mi hier plägen,
En halben Magen un en Krintenklöben;
Datt wöör en Schilling denn ick hier vertehr;
Ne nu will ick keen Stammgast hier mehr blieben,
De Mann de will Gesetze uns förschrieben,
Will uns inschenken nich en Halben mehr?

Doch Rache! Rache! He sall an uns denken!
Will he nich bald en Halben wedder schenken,
So wie et Mood is wesen von jeher,
Denn wöölt wi jeden Magendrinker raden:
Gah jo un jo nich na den grönen Laden,
Denn düsse Mann, de schenkt keen Halben mehr.“

Naaroop an'n März.

Herr März, du bist en ganzen Griesen —
En grooten Heuler dör un dör,
Du deihst di bannig slecht bewiesen,
Bist gar keen Kerl von Woord nich mehr:
Hest „neegen Sommerdaag" versprakeu
Un hest dien Woord ganz schändlich braken.

Hest acht bit tein Grad freern laten;
Nennst du dat alles Sommerdaag?
Bedeckst mit Jis un Snee de Straaten,
Un maakst de Minschheit so veel Plaag,
Sogar de Wallfahrt hest du, Schuft!
An'n stillen Freedag uns verpufft.

Du prahlst von Fröhlingsanfang maaken!
O ja, — du bist en netten Knecht,
Dat uns vor Küll verklaamt de Knaken,
Dat maakst du wahrlich gar nich slecht.
De Dübel mag so'n Fröhling hal'n!
Dar kannst du Döösfopp nich mit prahl'n.

Drum maak di nu man op de Socken,
Laat di vor't erst nich wedder sehn;
Du kannst de Schippfahrt nich mehr stocken,
Drum maak di ilig op de Been;
Js de April ok wunnerlich,
So is he doch keen Heuler nich!

Too'n fröhlichen Neejahr an dat Hamborger Volk!

Hört Hamborg's Männer, Hamborg's Froon,
Een lüttjes Woord mal in Vertroon.
Dat ohle Jahr is bald perdü;
Nu wöölt wi uns nich lang'n besinnen
Wat wi in't neee Jahr wöhlt beginnen,
Ick denk een Jeder stimmt mit mi.

Hüüt Abend wöhlt wi sicks Blee geeten,
Un Morgen fröh denn ward et heeten:
Hurah! nu ward en Angriff waagt,
Wi wöhlt en grooten Opstand maaken,
De Froosllüüd söhlt uns Kaffee kaaken,
Wi drinkt em ut ganz unverzagt.

Wer will bi düsse slechten Tieden
Denn nu ok woll noch länger swiegen?
Ne nu is't Tied, ick will't riskeern,
Ick will dat ganze Volk oprutzen,
Se söhlt sick morgen hübsch anputzen
Un söhlt to Neejahr gratoleern.

Drum, Männer, griept frisch to de Waffen,
Um Middag gifft et wat to schaffen,
Haut düchtig in den Pudding in.
Geeft keen Pardon un laat ju raden,
Verschont ok nich den gröötzten Braden
Un spöhlt em dahl mit roden Wien.

Na Middag, so heff ick beslaten,
Da wöhlt wi Waffenstillstand maaken,
Doch leggt ju nich to Slapen dahl;
Man kann Gottstralacks oft nich weeten,
Wat Abends is noch uttofreeten,
Wi wagt den Angriff driest noch mal.

Fideel wöhlt wi dat neee Jahr beginnen,
Vergnögt sall uns de erste Dag verrinnen,
De Tied is slecht, ja dat is wahr;
Doch wat helpt jammern, wat helpt klagen,
Hamborgers de mööt nie verzagen,
Drum frisch herin in't neee Jahr.

Drum sall dat neee Jahr hoch leben!
Un Hamborg's braves Volk daneben!
Hoch leef ok de „Reform“! — geefft Acht,
Ji weet, wer geern „Reform“ mag lesen,
De is noch nie en Heuler wesen,
Drum Prost Neejahr! wünscht Heinrich Schacht.

Maskeraden-Betrachtung.

Ick will von Maskeraden
Hüüt mal en Woord riskeer'n,
De ward uns rieklich baden
Un ward besocht so geern; —

Doch wenn wi 't recht wöhlt nehmen
In opgeklärte Tied,
Denn mööt wi uns doch schämen,
Dat wi so'n Bummels riet.

Seht blos mal den Balbeeder,
Sünst gar keen dummen Mann,
Stickt sick in Narrenkleeder,
Treckt bunte Flickens an.
En Schoster maakt en Ridder,
In'n Harnisch spiegelblank,
Klöönt gar von Burgdohrgitter —
Un wahnt in'n Lieschengang.

Twee Snieders maakt Matrosen,
Hefft nie Soltwater sehn,
Drägt Strohhööd, witte Hosen,
Hefft rechte slanke Been.
En Schrieber maakt en Slachter,
Kennt weder Oß noch Swien,
En ohlen, dicken Pachter
Will General gar sien.

En ohlen Liebesridder
Maakt en Veerlanner-Buur,
Wo he blos Froonslüüd wittert,
Maakt he jem gliek de Cour;
Buurdeerns un ok Balldamen
De nimmt he scharp op't Korn,
Gar oft hört he sien Namen
Sick flüstern in de Ohr'n.

En Sniedersch lett recht drullig
Sick as Pepita sehn,
De Fööt sind etwas knullig,
Ok nich ganz grad de Been.
As Marketendersch wiesen
Deiht sick en Wullmamsell,
Schenkt Snaps for goode Priesen,
Is stolz op ehr Gestell.

Seht blos mal Line Meiersch,
De maakt en Fischerin,
Dat is en rechte Weiersch,
Fangt manchen Aal sick in.
De dicke Clementine,
De maakt 'ne Kosackin gar,
Un lüttje Plättersch Stine
Steiht keck as Lüttfleit dar.

Ganz ohle Borgerfrooen
Maakt sick to junge Deerns
Un nehmt ganz in Vertrooen
De Saak woll gar for Eernst.
De lüttjen jungen Mäkens
Maakt oft en ohle Froo
Un hefft genau beräkent
De Saak all so wie so.

Doch still ick will man swiegen,
De Froonslüüd sind for Striet,
Sünst kunn ick Tagels kriegen,
Noch in de Maskentied.

Ick kunn noch veel beschrieben
Von Mosche Schmuel sogar,
Doch ick laat dat hübsch blieben,
De Saak is Jeden klar.

Lebensregeln for den Hamborger Arbeiterstand.

Du sast Dien Herrn un Meister respecteeren,
Doch swieg nich still, wenn he Di Unrecht deiht,
Laat Di nich rüffeln, ok nich kunjoneeren,
Sobald Du weest, Du deihst Dien Schuldigkeit,
Denn wer stets still swigt un sick petten lett,
De ward toletzt oft an de Luft noch sett.

Du sast nich fluchen un nich donnerwettern
Bi jeden Luuskraam, wo't nich nödig deiht,
Denn dorch en Dammi kannst Du nicks verbätern,
Watt Du versehn hest dorch Nalässigkeit;
Seg stets de Wahrheit, gah de rechte Bahn,
Wer eenmal lügt, de hett datt immer dahn.

Den Fierdag un den Sündag sast Du fiern,
Dien Knaaken ruhn un ok spazieren gahn,
Doch sast Du Di am Sünndag nich schenieren,
Un sast nich schreen: Hüüt faat ick gar nicks an;
Nimm Sünndags ok, wenn't Noth, en lüttje Hüür,
Du weest de Bodder un datt Flesch is düür.

Du sallst dien rechte Mutter hochverehren,
Dien rechten Vatter kennst Du oftmals nich,
Doch mußt Du stets dien Vatter respekteren
So lang'n he leeft, dat is dien erste Pflicht,
Denn wenn he starft kriegst Du sien Geld un Good,
Denn bist du Herr, den maak en Flor um Hood.

Du sallst nich tödten, darum laat Di raden,
Wenn't irgend möglich is, warr keen Soldat,
Denn en Soldat, de mutt den Minschen schaden;
Drum wenn Di drücken kannst, folg' mienen Raad;
Lüüd dood to scheeten, de uns nicks hefft dahn,
Mi schient dat 'n Unsinn, dummen Höhnerkraam.

Du sallst de Ehe ganz un gar nich bräken,
Drum wahr Di for den Ehebräkergang,
Du weest, ganz veel droff ick davon nich spräken
Wenn ick de Wahrheit segg, krieg ick keen Dank,
Doch so veel segg ick: Holl Di an Dien Froo
Un wenn se früst, denn deck recht warm eer to.

Du sallst nich drull'n, nich gappen un nich stehlen,
Denn kriegt se Di, se stekt Di botz in't Lock,
De Polizei deiht sick darum nich quälen,
Wenn Du ok seggst ick heff keen Bücks, keen Rock,
Drum arbeid' sicks, wat Du verdeenst is Dien
Un laat dat lange Fingern maaken sien.

Falsch Tügniß sallst Du nie un nümmer reden,
Den Schuldigen gehört sien rechte Straaf',
Ok as Verräder sallst Du nie obtreeden,
Den von'n Verräder, weest Du, fritt keen Raaf',
Wat Du vertellst un wat Du seggst sie echt,
Gah jedem Mißverständniß ut den Weg,

Dien Nächstens Huus sallst Du niemals begehren,
Dat geiht ok nich, denn Ji hefft beide keen,
Du mußt in'n Bood, he op'n Sahl sick nähren,
De mutt in'n Keller gar sien Brod verdeen'n,
Drum glööf ick hett dat woll so licht keen Noth,
Dat eener övertritt dat nägt Gebot.

Dien Nachbars Froo, de sallst Du nich begehren,
Ok nich sien Veeh, dat heet sien Katt un Hund,
Swien hett he nich, de mööt Jü beid' entbehren,
Du weest veel Swienflesch is ok nich gesund.
Von Knecht un Magd da will ick man von swiegen,
De warst Du un Dien Nachbar woll nich kriegen.

Hollst Du Di fast an düsse Lebensnoten,
Denn sast mal sehn, denn geiht datt ümmer good,
Hest Du keen Fleesch, denn kööp man Snut un Poten;
Hest Du keen Bodder, denn itt dröges Brod,
Wer weet? wi sick de Tokunst noch mal stellt,
Drum is de Hauptsaak: **Ehrlich dorch de Welt!**

Druck von Gustav Esch in Altona.



